

Nr. 2477

# DER LANDSER

Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges

W. Barm

## Todes-Kommando

Kampf in der Uniform des Feindes – Einsatz von „Brandenburger“  
an der Ostfront – Originalbericht eines ehemaligen Angehörigen



Scanned and corrected by Droman

## Ritterkreuzträger des Heeres



**Franz Jasiek**

wurde am 8.3.1915 in Stewnitz/Pommern geboren. Am 1.10.1937 zum Wehrdienst einberufen, wurde er am 1.4.1938 Gefreiter. Während des Polenfeldzuges MG-Schütze im Infanterieregiment (IR) 5 war er bei Beginn des Rußlandfeldzuges (ab 22.6.1941) Gruppenführer in der 5. Kompanie des Panzergrenadier-Regiments 5. Im August 1941 wurde er zum Unteroffizier befördert und kurz darauf durch Granatsplitter verwundet. Beim Angriff auf das Dorf Ostrow erwarb sich Jasiek am 15.11.1941 das Eiserne Kreuz I. Klasse. Am 3.10.1942 erhielt Jasiek das Kommando über die 5. Kompanie, nachdem sein Kompanieführer bei einem Angriff auf einen russischen Einbruch schwer verwundet worden war. Es gelang ihm, mit den Resten der Kompanie den Einbruch zu bereinigen und die eingebrochenen Russen zurückzutreiben. Am 20.1.1943 griff die Kompanie das Dorf Kromy an, um die bei Orel durchgebrochenen russischen Truppen zu bekämpfen. Als es während des Angriffs auf das Dorf zu einem russischen Gegenangriff kam, fasste Unteroffizier (seit 1.8.1941) Jasiek seinen Zug zusammen und stieß den angreifenden russischen Kräften in die Flanke. Es gelang, den Gegner bis an den Dorfrand und im Anschluss aus dem Dorf hinauszutreiben. Durch diesen Entschluss konnten die Vernichtung der 7. Kompanie und schwere Verluste für das Bataillon verhindert werden. Hierfür war ihm am 22.4.1943 das Ritterkreuz verliehen und er zum Feldwebel befördert worden. Zu seinen weiteren Auszeichnungen gehörten auch die Nahkampfspange in Silber, das Panzerkampfabzeichen sowie das silberne Verwundetenabzeichen. Franz Jasiek starb am 21.9.1982.

## Todes-Kommando

Kampf in der Uniform des Feindes - Der Bericht eines ehemaligen  
„Brandenburgers“



Drei „Brandenburger“, Angehörige der deutschen Spezialtruppe unter Admiral Canaris, werden bei einem Stoßtruppundernehmen hinter die sowjetischen Linien geschleust. Zunächst in deutschen, dann in sowjetischen Uniformen, führen sie einen waghalsigen, todesmutigen Auftrag durch. Der russischen Sprache bis ins letzte Detail mächtig und mit den Lebensgewohnheiten ihrer Gegner und deren militärischen Gepflogenheiten voll vertraut, halten sie sich als Offiziere der Roten Armee im Aufmarschgebiet einer bevorstehenden Offensive auf und erkunden die Absichten des Feindes. Ihre Funksprüche lösen nicht nur schweres eigenes Artilleriefeuer auf die sowjetische Bereitstellung aus, sie sind auch in anderer Hinsicht folgenreich. Manche der in diesem Band geschilderten Vorgänge mögen unmöglich erscheinen - sie sind jedoch historische Tatsache, verbürgt durch den Autor, einen ehemaligen „Brandenburger“.

Die Redaktion

Der Feuerzauber <sup>1)</sup> war vorbei. Ich blickte auf die Uhr. Die Zeiger auf dem Leuchtzifferblatt zeigten 2.15 Uhr an.

Wir lagen in einem Granattrichter, in dem knöcheltief das faulige Grundwasser stand. Die Nässe kroch an uns empor, wir froren.

Die Nacht war stockdunkel, das Sichtfeld keine drei Meter weit. Die Dunkelheit hatte alles sehr begünstigt. Wäre es nicht so finster gewesen, hätte die ganze Geschichte leicht ins Auge gehen können.

Um uns herum waren feindliche, fremde Geräusche. Leise geflüsterte Kommandos, unterdrückte Flüche, das Stöhnen von Verwundeten, die es beim Feuerüberfall unserer Granatwerfer erwischt hatte und die jetzt zurücktransportiert wurden.

Einmal geisterte, der Strahl einer Taschenlampe über den Trichter weg. Wir tauchten in der Brühe ein, hielten den Atem an.

Vorbei! Jemand hatte rein zufällig seine Taschenlampe angeknipst. Es galt nicht uns.

Wenn ich den Kopf nach rechts drehte, konnte ich die Kameraden als Schemen undeutlich erkennen: Igor und Franz Neumann. Sie lagen bewegungslos, lauschten wie ich angespannt in die Dunkelheit.

Plötzlich fingen rechts von uns russische Granatwerfer an zu ploppen. Wir hörten deutlich das flatternde Rauschen der Geschosse. Dann Sekunden danach - die Einschläge, drüber bei den Unseren.

Sie gaben nur zehn Schüsse ab. Dann wurde es wieder still.

Ich schaute erneut auf die Uhr. Fünf Minuten waren vergangen. Weitere zehn Minuten, durfte ich noch zugeben, dann mussten wir hier raus aus der Jauche.

Igor neben mir bewegte sich, seine Hand tastete nach mir, berührte meine Schulter.

Ich drehte den Kopf zu ihm herum. Er wollte mir etwas mitteilen. Ich kroch ein Stück näher zu ihm hin, weil mir das leichter fiel als ihm. Er hatte das. Funkgerät auf dem Rücken und konnte sich nur schwer bewegen.

Jetzt lag ich nahe, ganz dicht neben

„Du solltest mal nachsehen, was oben los ist“, flüsterte er mir zu.

„Ja, gleich. Warten wir noch ein paar Minuten“, vertröstete ich ihn. Wir durften nichts übereilen. Eine winzige Unvorsichtigkeit, und wir waren verloren.

Die Nässe wurde unangenehm. Aber besser bis auf die Haut nass, als tot zu sein, dachte ich. Denn: Wir lagen 400 Meter hinter der russischen HKL <sup>2)</sup>. Und wir hatten noch gut und gern anderthalb Kilometer in südöstlicher Richtung zurückzulegen.

Plötzlich wieder ganz in unserer Nähe Stimmen.

Ich hörte, wie Igor den Sicherungsflügel seiner Maschinenpistole zurückschnappen ließ.

Schritte über uns. Dann klirrende Geräusche. Die da oben gingen, waren gegen ausgebrannte Granathülsen gestoßen. Zufällig blickte ich zu Neumann hinüber und sah, dass er sich bewegte. Er wurde unruhig. Verdammmt, hoffentlich verlor er nicht die Nerven. Er war von uns dreien der Unerfahrenste. Er hatte erst vier Einsätze als „Brandenburger“ <sup>3)</sup> hinter sich. Ich hatte mich gesträubt, ihn mitzunehmen, aber Oberst F. bestand darauf, weil er der Ansicht war, dass zwei Mann zu wenig seien für solch ein risikoreiches Unternehmen.

Wir lauschen mit klopfenden Herzen auf die Schritte. Eine Ewigkeit lang hörten wir

<sup>1)</sup> Soldatensprache

<sup>2)</sup> Hauptkampflinie

<sup>3)</sup> Spezialtruppe der deutschen Abwehr unter Admiral Wilhelm Canaria (1887-1945) hingerichtet im KZ Flossenbürg kurz vor Eintreffen der Amerikaner)

sie. Dann entfernten sie sich. Wahrscheinlich waren es Posten, die zur Ablösung nach vorn gingen.

2.30 Uhr.

In einer dreiviertel Stunde begann es zu dämmern. Wir mussten uns sputen, wenn wir noch bei Dunkelheit unser Ziel erreichen wollten.

„Ich schaue mal nach, ob die Luft rein ist“, flüsterte ich Igor zu.

Obwohl ich mich äußerst vorsichtig aufrichtete, platschte das Grundwasser, und ich zuckte zusammen. Dann kroch ich langsam zum Trichterrand und schob mich behutsam Meter für Meter nach oben und spähte über den Trichterrand hinweg. Unmöglich, etwas erkennen zu können. Verdammt und zugenährt! fluchte ich in mich hinein. Das konnte heiter werden. Dass wir mit dem Kompass arbeiten mussten, war ja klar, aber ich hatte dennoch gehofft, wenigstens etwas zu sehen.

Da die Zeit drängte, gab ich an Igor und Neumann das verabredete Signal, nachzukommen.

Obgleich sie sich bemühten, möglichst wenig Lärm zu machen, ging es doch nicht ganz ohne Scharren ab.

„Es ist zum Kotzen mit dieser Dunkelheit“, raunte ich Igor zu. „Wir müssen höllisch aufpassen.“

„Am besten wird es sein, wenn wir uns mit dem Strick aneinander binden“, riet mir Igor.

„In Ordnung, machen wir“, flüsterte ich ihm zu.

Wir sagten Neumann Bescheid, der den sechs Meter langen Strick in seinem Rucksack mit sich führte. Da Igor das Funkgerät trug und Neumann noch nicht allzu viel Erfahrung besaß, übernahm ich die Spitze.

Wir mussten nach der Kompasszahl 46 marschieren. Am Ende eines etwa anderthalb Kilometer langen Weges würden wir auf das von der deutschen Artillerie zertrümmerte Dorf Krasniskaja treffen. Nach den Luftaufnahmen zu urteilen, bestand es nur noch aus Ruinen.

Dieses Dorf, das wegen der häufigen deutschen Artilleriefeuerüberfälle von den Russen geräumt worden war, sollte Ausgangsort und Unterschlupf für das „Unternehmen Hasenfährte“ werden.

Um die Russen auch während des Einsatzes von dem Dorf fernzuhalten, hatte die Artillerie den Auftrag erhalten, auch weiterhin Vernichtungsfeuer auf die Ruinen zu legen, wobei allerdings der nördliche Dorfrand ausgespart werden sollte. Diese Vereinbarung galt für die Dauer von zwei Tagen. Solange hatten wir uns nämlich im russischen Hinterland herumzutreiben.

Das Kartenbild (Maßstab 1:100.000) hatten wir uns genau eingeprägt. Danach bot das Gelände keine großen Schwierigkeiten, es war fast durchweg flach, leicht hügelig und teilweise mit dichtem Strauchwerk bewachsen.

In Wirklichkeit sah es anders aus. Schon nach den ersten hundert Metern waren wir in Schweiß gebadet, am Rande der Erschöpfung, und unsere Lungen pfiffen vor Anstrengung. Der Grund: Das Terrain, durch den jahrelangen Stellungskrieg von Tausenden von Bomben und Granaten zerplügt, glich einem Kraterfeld.

Für uns drei hieß das, dass wir, mangels Sicht und nur nach der Kompasszahl marschierend, keinem Hindernis ausweichen konnten. Wir krochen durch Stuka-Trichter, in denen Häuser Platz gefunden hätten, stolpern über Schutthaufen und blieben nicht zu selten an alten Stacheldrahthindernissen hängen.

Plötzlich hörten wir vor uns menschliche Laute. Ich blieb sofort stehen und zog an der Leine.

Achtung! Gefahr! hieß das.

Wir lauschten. Die Stimmen befanden sich rechts von uns, die Entfernung schätzte ich auf vielleicht hundert Meter.

Wir standen bewegungslos, lauschten, trauten uns kaum zu atmen.

Igor rempelte mich an. „Ich bin dafür, wir stellen fest, was dort drüben los ist“, raunte er, dicht an meinem Ohr.

Ich befand mich im Zweifel, ob das von Nutzen war; gab dann aber doch nach, weil es für uns nicht uninteressant sein konnte zu erkunden, in welchem Bereich des russischen Verteidigungssystems wir uns befanden.

Igor löste den Strick von seinem Koppel und gab mir seine MPi<sup>4)</sup>. Er wollte beweglich sein und vor allem kein Gerät bei sich haben, das Geräusche verursachen würde, wenn er unversehens stolperte oder hinfiel. Natürlich legte er auch das schwere Funkgerät ab.

Er verschwand in der Dunkelheit, kehrte aber schon nach drei Minuten wieder zurück. „Es handelt sich um eine Gruppe Leitungsflicker“, berichtete er. „Das müssen sie natürlich nachts tun, weil das Gelände tagsüber von uns eingesehen werden kann.“

„Können wir an ihnen, vorbei?“ erkundigte ich mich.

„Kein Problem. Die sind so mit sich und ihrer Arbeit beschäftigt, dass sie uns ganz bestimmt nicht in die Quere kommen werden“, beruhigte er mich.

Wir setzten unseren Marsch fort. Je weiter wir nach Südosten kamen, umso mehr verbesserten sich die Geländeeverhältnisse, das heißt, die Granat- und Bombentrichter nahmen ab.

Obgleich wir nichts sehen konnten und nur schrittweise vorankamen, merkten wir bald, dass wir bereits die Höhe hinaanstiegen, hinter der das Ruinendorf liegen musste.

Merkwürdigerweise gab es hier starken, oftmals sogar mannshohen Graswuchs. Diese Tatsache war für uns ein nicht zu unterschätzendes Gefahrenmoment, weil wir natürlich, wenn wir durch das hohe Gras gingen, ziemlich viel Lärm machten.

„So geht es nicht“, wendete ich mich an den hinter mir laufenden Neumann. „Bleibt mal stehen. Ich erkunde allein weiter.“

Diesmal war ich es, der sich vom Strick befreite und loszog.

Nachdem ich zehn Schritte zurückgelegt hatte, legte ich mich flach auf den Boden und knipste meine Taschenlampe kurz an, wobei ich hoffte, dass deren Strahl nicht gesehen wurde.“

Der kurze Moment hatte genügt, um festzustellen, dass wir schon eine ganze Zeit neben einem Trampelpfad hergelaufen waren, der quer zur Anhöhe verlief, und der wohl von Munitionsträgern oder Meldern benutzt wurde. Der Pfad war offenbar stark frequentiert, denn er wies keinerlei Graswuchs mehr auf, sondern bestand auf der ganzen Breite aus festgetrampeltem Lehmboden.

Es versteht sich von selbst, dass wir fortan diesen Pfad benutzten. Freilich gingen wir aber auch das Risiko ein, auf Melder oder gar auf eine Ablösung zu stoßen. Doch hoffte ich, dass wir eine Annäherung von Russen rechtzeitig hören würden.

Wenige Minuten später trat dieses Ereignis bereits ein. Wenn ich die Russen nicht förmlich gerochen hätte, ich weiß nicht, ob wir nicht doch auf sie aufgeprallt wären. Sie gingen nämlich nicht nur leise, ja fast unhörbar, sie redeten auch kein Wort miteinander. Letzteres wohl deshalb, weil sie einfach noch zu schlaftrunken waren, um Lust zu einer Unterhaltung zu verspüren.

Wir reagierten blitzschnell und sprangen links vom Pfad in das Gräsermeer, wo wir

<sup>4)</sup> Maschinengewehr

uns zu Boden warfen und unsere MPi in Anschlag brachten. Igor stieß dabei unglücklicherweise mit seinem MPi-Lauf gegen einen Stein. Das Geräusch jagte mir einen Schreck durch die Glieder, aber die Russen hatten es offenbar nicht wahrgenommen oder überhaupt nicht darauf geachtet.

In Schützenreihe<sup>5)</sup> liefen sie an uns vorbei. Schemen, manche im Gleichschritt, andere wieder stolpernd. Nach meiner Schätzung handelte es sich um mindestens achtzig Mann. Also eine Kompanie, die zur Ablösung nach vorn ging.

Wir warteten noch einige Minuten wegen eventueller Nachzügler, die es ja, bei Marschkolonnen immer gab. Aber es kamen keine mehr.

„Los, weiter!“ flüsterte ich den Kameraden zu.

Wir waren beinahe an der Hanghöhe, da brach mit einem Male der Mond aus den Wolken hervor. Keiner von uns hatte bemerkt, dass Wind aufgekommen und sich das Gewölk verändert hatte. Wie sollten wir das auch, hatten wir doch praktisch dauernd die Nase auf dem Boden.

Wenig später erlebten wir eine andere Überraschung. Wir entdeckten direkt neben dem Pfad einen starken Strang. Kein Zweifel, hier liefen Dutzende von Fernsprechleitungen zusammen, die wieder irgendwo bei einem VB<sup>6)</sup> oder einem Gefechtsvorposten landeten.

Als Igor den Strang sah, meinte er mit Bedauern in der Stimme: „Schade, dass wir das Ding da nicht mit einer Handgranate in die Luft sprengen können.“

Zugegeben, auch mich juckte es in den Fingern, aber was erreichten wir schon damit? Selbst wenn wir keine Handgranate benützten, sondern den Strang einfach so zerstörten, lange würde es nicht dauern, dann hatten sie die beschädigte Stelle gefunden. Ganz abgesehen davon lohnte sich solch ein simpler Sabotageakt schon deshalb nicht, weil wir damit die Sowjets misstrauisch gemacht hätten.

Schon hatten, wir den Hang überschritten und stiegen, immer noch auf dem Pfad, in die Mulde hinab, wo das Dorf lag, als noch einmal Gefahr drohte.

Diesmal kamen uns Essenträger entgegen. Wir wichen ihnen ebenso aus wie der Kompanie, verschwanden links des Pfades im Gras und warteten liegend, bis die Soldaten, die sich redlich abschleppten vorübergegangen waren.

„Eines gefällt mir gar nicht“, sagte wenig später Neumann zu mir, „nämlich die Tatsache, dass sowohl die Kompanie als auch die Essenträger aus der Richtung der Ortschaft kommen. Mich würde es nicht wundern, wenn das Kaff randvoll mit Russen wäre.“

Ich hatte auch schon an diese Möglichkeit gedacht, aber bevor wir nicht mit Sicherheit wussten, dass das Dorf besetzt war, war es müßig, sich Gedanken darüber zu machen. Insgeheim befürchtete ich natürlich auch, dass zumindest Nachschubeinheiten in der Ortschaft lagen. Luftbilder gaben nicht immer zuverlässige Auskunft. Jedenfalls wurde mir eines klar: Wir mussten sehr vorsichtig sein, wenn wir an den Ortsrand herankamen. Befanden sich nämlich tatsächlich Truppen im Dorf, gab es selbstverständlich auch Posen. Wo diese aber standen, das wusste der Teufel: wir jedenfalls nicht.

Je tiefer wir hangabwärts stiegen, umso spärlicher wurde der Graswuchs, bis er schließlich ganz aufhörte oder nur noch aus einer dünnen Grasnarbe bestand.

Das war nun allerdings eine böse Überraschung. Vergeblich hielten wir nach einer Schlucht oder einer Bodenfalte Ausschau, die uns eine günstigere Annäherung an die Ortschaft erlaubt hätte; es gab keine. Das Gelände war brettaben.

<sup>5)</sup> Schmale und tiefe Form infanteristischer Vorgehensweise. Es erlaubt der Gruppe, sich im Gelände anzupassen und schmale Deckungen in Bewegungsrichtung auszunutzen; bietet vorn nur ein Ziel von geringer Breite (i.d. Regel ein Mann), Gegenteil ist das Schützenrudel

<sup>6)</sup> Vorgeschobener Beobachter zur Leitung du Feuers der eigenen Artillerie

Und als wir über eine Bodenwelle gingen, lag auch schon das Dorf vor uns. Schwaches Mondlicht fiel darauf, ließ die Konturen einiger Ruinen erkennen.

Ich nahm mein Nachtglas hervor und die Ortschaft in Augenschein.

Was für eine trostlose Kulisse! Es gab, soweit ich das aus dieser Entfernung beobachten konnte, eine einzige Strasse, die Schutt übersät war. Drohend ragten Mauern rechts und links auf. Da und dort Reste von Beton; Kamine, die wie Zeigefinger in den Nachthimmel stachen. Jedoch nirgends auch nur die Spur eines Lichtscheins.

„Es hat wohl wenig Sinn, wenn wir gleich zu dritt in die Ortschaft gehen“, meldete sich Igor, der den schweren Tragsack mit dem Funkgerät abgestellt hatte.

„Es sieht so aus, als sei die Ortschaft tatsächlich leer“, sagte ich und gab Igor das Glas. Er beobachtete eine ganze Weile, dann gab er mir das Fernglas zurück.

„Ich kann nichts erkennen“, stellte auch er fest und sah mich an. „Soll ich runtergehen und erkunden oder machst du es?“

Ich hatte mir inzwischen unser Vorhaben noch einmal durch den Kopf gehen lassen und fand, dass das Risiko, allein in die Ortschaft zu gehen, zu groß war. Außerdem brauchten wir nur unsere Kleidung zu wechseln. Daran hatte ich im Eifer des Gefechts gar nicht mehr gedacht.

„Wir ziehen die russischen Klamotten an und gehen zusammen runter“, entschied ich.

Wir wechselten also die Uniform, was insofern angenehm war, als wir endlich wieder trockene Sachen auf die Knochen bekamen. Zum anderen taten wir uns in jedem Falle leichter, wenn wir, was nicht ausgeschlossen war, Russen begegnen würden.

In den uns fremden Uniformen fühlten wir uns zuerst ein wenig komisch, aber wir gewöhnten uns rasch daran, und als wir - so getarnt - auf das Dorf zugingen, erlebten wir sogar ein gewisses Gefühl der Sicherheit, das unseren ziemlich strapazierten Nerven gut tat.

Der Pfad, den wir nach wie vor benutzten, führte direkt in das Dorf. Ihn weiter zu verfolgen, hielt ich aus begreiflichen Gründen für zu gefährlich. Wir bogen daher etwa dreihundert Meter vor dem Ortsrand ab und schllichen uns quer durch das Gelände auf eine Häusergruppe zu, die der Ortschaft ein wenig vorgelagert war. Auch Igor vertrat die Meinung, dass russische Nachschubeinheiten schon aus praktischen Erwägungen heraus es vermeiden würden, sich den Ortsrand als Unterkunft auszusuchen.

Ich selbst, der ich wieder vorausging, hatte nur vor einem Angst, dass plötzlich ein Posten vor uns auftauchen und nach der Parole fragen könnte. Diese wussten wir natürlich nicht. Es blieb mir in diesem Falle nur eines: Ich musste meinen Dienstgrad als russischer Kapitän ausspielen und den Mann zur Schnecke machen, weil er mich zu spät angerufen hatte. Dieser Trick zog in den meisten Fällen. Manchmal ging das allerdings auch schief, aber dieses Risiko mussten wir eingehen.

Doch wir hatten Glück. Es rief uns weder ein uns unsichtbarer Posten an, noch zeigte sich überhaupt die geringste Spur von Leben zwischen den Ruinen, als wir diese, die MPi schussbereit in den Fäusten, betraten.

Jetzt erst atmeten wir erleichtert auf. Im Schutze einer Hausruine legten wir eine; Verschnaufpause ein. Es galt nun, die nächsten Entscheidungen zu treffen. Zum ersten musste die Ortschaft genau erkundet werden. Zu diesem Zweck teilten wir uns. Da auch Neumann leidlich russisch sprach, konnten wir ihn ebenfalls einsetzen. Notfalls würde er sich schon aus der Klemme ziehen können, noch dazu auch er einen Offiziersrang besaß.

„Seht euch auch gleich nach einem geeigneten Unterschlupf im Ort um“, ermahnte ich meine Gefährten. Ich sah auf die Uhr. „In einer halben Stunde treffen wir uns wieder hier.“

Da die Ortschaft nicht sehr groß war und bestenfalls aus siebzig oder achtzig Häusern bestand, würde die Exkursion kaum viel Zeit in Anspruch nehmen.

Während Igor den östlichen und südlichen Teil des Torfes erkunden wollte, teilten Neumann und ich uns das übrige Gebiet.

Wir fanden die Ortschaft tatsächlich unbesetzt. Es, gab auch keinen Nachschubstützpunkt. Dafür etwas anderes. Panzerboxen.

„Ich dachte, ich traue meinen Augen nicht“, erzählte Igor erregt, als wir uns nach der vereinbarten Zeit wieder an unserem Treffpunkt einfanden, „wo immer ich die Nase hinsteckte, überall ausgehobene Panzerlöcher. Zwei Meter im Boden drin und gegen Luftbeobachtung abgedeckt.“

Dasselbe konnte Neumann berichten, und auch ich fand diese Panzerboxen in reichlicher Anzahl. Insgesamt kamen wir zusammen auf 65 Erdaushebungen.

Für unsere Führung würde diese Meldung von großer Wichtigkeit sein, denn unsere Beobachtung bedeutete nichts anderes, als dass Krasniskaja als Panzerbereitstellungsraum für den X-Tag vorgesehen war. Von hier aus würden also starke feindliche Panzerkräfte gegen den Frontbogen von Orel vorstoßen. Dass die T-34-Brigaden<sup>7)</sup> allerdings erst im letzten Augenblick in die Ortschaft rollen würden, war klar. Diese Bereitstellung zu zersprengen, war Aufgabe unserer Artillerie und nicht zuletzt der Luftwaffe.

War der Funkspruch mit dieser wichtigen Beobachtung heraus, hatten wir bereits einen ganz entscheidenden Punkt unseres Auftrages erledigt.

Angesichts der Tatsache, dass Krasniskaja Panzerbereitstellungsraum war bzw. werden würde, verbot es sich für uns von selbst, dass wir die Ortschaft als Unterschlupf nahmen. Weiß der Kuckuck, wann die ersten Gefechtsstaffeln in der Ortschaft eintrafen. Vorkommandos konnten jederzeit aufkreuzen, und dass im Ort heimlich gearbeitet worden war, ersahen wir ja deutlich genug aus den Erdaushebungen. Zum Teil waren diese noch so frisch, dass die Vermutung nahe lag, die Boxen seien erst vor wenigen Stunden angelegt worden.

Wir hielten Kriegsrat und nahmen die Karte zu Hilfe. Aber es gab weit und breit keine Kolchose oder andere Gebäude, die für einen Unterschlupf verwendbar gewesen wären.

Kurz vor dem Morgengrauen - solange stöberten wir im Gelände herum - entdeckte Igor eine kleine, Balka<sup>8)</sup>, zwanzig Meter lang und etwa drei Meter breit. Da sie beiderseits des Schluchtrandes mit Büschen bewachsen war, die noch dazu überhingen, war die Schlucht kaum zu sehen; eigentlich erst, wenn man unmittelbar vor ihr stand.

Hier also schlügen wir unseren Gefechtsstand auf. Wir gruben in den Hang eine Höhle, tarnten diese mit Zweigen und installierten dort das Funkgerät.

Das eigentliche Lager legten wir in der Balka selbst an, damit wir jederzeit beweglich blieben.

Nachdem wir unsere „verdächtigen Utensilien“ - das war in erster Linie der Rucksack mit unseren deutschen Uniformen gut versteckt hatten, setzte Igor den

<sup>7)</sup> T 34: sowjetischer Panzer vom Typ T 34, meistverwendeter Kampfpanzer der Roten Armee: 30t, 500 PS, 53 km/h, 1 Kanone 7,62 cm, später als T 34/85 mit 8,5-cm-Kanone, 2 x 7,62-mm-Maschinengewehre; seine technischen Vorteile waren der sparsame Dieselantrieb und die in Schnee und Schlamm besonders geeigneten breiten Ketten

<sup>8)</sup> Schlucht

ersten Funkspruch ab, der weiter nichts als unseren Standort bekannt gab. Der Spruch wurde prompt bestätigt. Damit hatten wir vorerst das Notwendigste geschafft. Die Meldung über die Panzerboxen wollte ich erst am Tag durchgeben, weil dann eine Peilung seitens der Russen schwerer möglich sein würde.

Jetzt erst spürten wir, wie erledigt wir waren. Ein paar Stunden Ruhe würde uns gut tun.

Ich teilte die Wachen ein und übernahm selbst die erste. Nach mir war Neumann an der Reihe, dann Igor.

Wenig später kletterte ich den Schluchthang hinauf und suchte mir in einem Gebüsch eine Stelle, von wo aus ich mühelos nicht nur die etwa vierhundert Meter entfernte Ortschaft, sondern auch das umliegende Gelände einwandfrei beobachten konnte.

Es gab während meiner Wachzeit, die anderthalb Stunden dauerte, nichts zu beobachten. Inzwischen tagte es im Osten, und ich konnte zum ersten Mal einen Blick auf Krasniskaja und dessen Umgebung werfen. Außer drei Hochleitungen fiel mir nichts Besonderes auf. Ich war aber fest davon überzeugt, dass sich das sehr bald ändern würde. Das Dorf und das umgebende Gelände waren ja von unserer Seite aus nicht einzusehen. Die Russen konnten also getrost herumspazieren, wie sie wollten. Sie mussten lediglich auf unsere Nahaufklärer aufpassen, die tagsüber recht rührig waren und fast pausenlos das russische Hinterland abflogen.

Um nicht vom Schlaf überwältigt zu werden - ich musste mich sehr zusammennehmen, um nicht einzunicken -, rekapitulierte ich noch einmal in Gedanken die Ereignisse der letzten Tage.

Angefangen hatte es mit dem wohl seltsamsten Auftrag, den ich als „Brandenburger“ je bekommen hatte. Der Auftrag lief unter dem Decknamen „Waldschrat“. In einem Waldgebiet südwestlich von Orel hatten die Sowjets ein Ausbildungslager für Partisanen errichtet. Nach Angaben gut unterrichteter V Leute bestand der Kader aus geflohenen Rotarmisten und Instrukteuren als Ausbildungshilfen. Aufgabe dieser bataillonsstarken Einheit war es, bei dem bevorstehenden Grossangriff der Roten Armee auf den Frontbogen von Orel im rückwärtigen deutschen Frontgebiet operativ aktiv zu werden, andererseits Führungskräfte auszubilden, die dann auf die verschiedenen kleineren Partisanengruppen verteilt werden sollten. Es war ferner bekannt, dass ab und zu russische Kleinstflugzeuge das Partisanengebiet anflogen und auf vorbereiteten Plätzen landeten.

Zusammen mit Igor Katajew (ehemaliger sowjetischer Oberleutnant und zur deutschen Armee übergelaufen) hatten wir nun die Aufgabe, als russische Generalstabsoffiziere verkleidet, in das Partisanengebiet einzufliegen, um den genauen Standort des Bataillons ausfindig zu machen.

Mit hervorragenden Papieren ausgerüstet, starteten wir mit einer „Nähmaschine“<sup>9)</sup>. Das Unternehmen, das ich im Band Nr. 602 festgehalten habe glückte. Allerdings entwickelten sich die Dinge ganz anders, als wir uns vorgestellt hatten. Im Partisanenlager war nämlich Flecktyphus ausgebrochen. Somit wurde jede normale Ausbildungstätigkeit unterbunden. Ein von den Partisanen entföhrter deutscher Arzt betreute die Kranken. Erst ganz zum Schluss gaben wir uns als „Brandenburger“ zu erkennen und versprachen dem Arzt jede nur erdenkliche Hilfe.

Durch Funkspruch unserer Dienststelle wurden wir überraschend abgerufen. Mit

<sup>9)</sup> zweisitziges sowjetisches Schul- und Mehrzweckflugzeug (Doppeldecker) vom Typ Polikarpow U 2, im Landserjargon u.a. „Nähmaschine“, „Leukoplastbomber“, „Kaffeemühle“, „Nebelkrähe“, „Rollbahnkrähe“, „Rollbahnhure“, „Nachteule“ genannt

erbeuteten Karten, die jeden auch noch so kleinen Stützpunkt, jedes MG-Nest<sup>10)</sup>, jede Granatwerferstellung enthielten, flogen wir nach mehrstündigem Aufenthalt im „Waldlager“ wieder zu unserer Dienststelle zurück.

Dass es für uns eine Rückkehr zum Partisanenbataillon „Za orgawu“ geben würde, stand außer jedem Zweifel. Aber es kam anders. Oberst F. entschied sich anders, nachdem wir ihm die Lage im Partisanengebiet eingehend geschildert hatten. Er setzte uns auf das Unternehmen „Hasenfährte“ an.

„Die Sache mit den Partisanen werden Fallschirmjäger erledigen“, erklärte er uns.

Bereits zwei Tage später sprangen Fallschirmjäger über dem Waldgebiet ab und kämpften den Partisanenstützpunkt ohne nennenswerten Widerstand nieder. Der deutsche Lagerarzt, der sich mit seinem Gehilfen, einem deutschen Kriegsgefangenen, in einer der Blockhäuser verschanzt hatte, konnte von den Fallschirmjägern befreit werden. Das Bataillon wurde fast völlig aufgerieben, vierzig Gefangene wurden eingebbracht.

Igor und ich aber saßen inzwischen längst wieder bei Oberst F., um das Unternehmen „Hasenfährte“ durchzusprechen.

Diesem äußerst riskanten Unternehmen lagen folgende Fakten zugrunde:

Seit längerer Zeit mehrten sich die Anzeichen dafür, dass im Frontbogen von Orel die Rote Armee eine Großoffensive vorbereitete. Das sicherste Zeichen hierfür war das Einstellen jeder, russischen Stosstrupp- und Aufklärungstätigkeit. Die russische Führung wollte unter allen Umständen vermeiden, dass wir Gefangene machten, die über Zusammensetzung der Truppen und deren Stärke Aussagen hätten machen können. Durch puren Zufall brachte nun die deutsche Führung in Erfahrung, dass ein sowjetischer Korpskommandeur eine recht seltsame Marotte hatte. Der General, der auf strengste Disziplin bei seinen Truppen achtete, bestand darauf, dass jeder Rotarmist, der einem Offizier - sei es im Gelände oder in einer Ortschaft - begegnete, genaueste Meldung darüber zu erstatten hatte, woher er kam, was er tat, wohin sein Weg ihn führte. Findige Köpfe unserer Abwehr kamen nun auf den genialen Gedanken, diese Marotte des sowjetischen Generals auszunutzen. Wir - Igor Katajew, ein As unserer Abwehr und ich sollten, als sowjetische Offiziere verkleidet, Patrouillendienst hinter der russischen HKL verrichten und durch vorsichtiges und kluges Befragen der uns begegnenden Soldaten herausbekommen, was sich hinter der feindlichen HKL zusammenbraute. Ferner war es unsere Aufgabe, durch genaue Beobachtung russische Artilleriestellungen oder Panzerbereitstellungsräume auszukundschaften.

Alles war klar. Da kam Oberst F. auf den Einfall, dass wir aus Sicherheitsgründen noch einen dritten Mann mitnehmen sollten. Es war Leutnant Neumann. Neumann stand erst seit vier Monaten als „Brandenburger“ im Einsatz und hatte noch nicht sehr viele Kommandos hinter sich gebracht. Wir lernten ihn kennen und fanden, dass er ein sympathischer und auch tüchtiger Bursche war. Aber diese Eigenschaften wogen eben nicht die mangelnde Erfahrung auf, so dass ich darauf bestand, den Einsatz ohne Neumann durchzuführen. Oberst F., unser Einsatzleiter, bestand jedoch auf seinem Willen. Wir mussten Neumann mitnehmen. Da er ein ausgezeichneter Funker war, sagten wir uns schließlich, es könnte vielleicht nichts schaden, wenn wir dieses Himmelfahrtskommando zu dritt antreten würden.

Denn dass es sich um ein solches handelte, ersehen wir daraus, dass wir Papiere als Angehörige der Geheimen Feldpolizei mitbekamen. Diese Maßnahme war völlig neu und setzte uns sehr in Erstaunen. Oberst F. erklärte uns hierzu:

„Ich hebe zuverlässige Meldungen, dass die Russen im Moment auf

<sup>10)</sup> MG - Maschinengewehr

,Brandenburger' verdammt schlecht zu sprechen sind. Erwischen sie einen, legen sie ihn ohne Gerichtsverfahren um. Da ich mir durchaus bewusst bin, meine Herren, dass Sie eine ungemein schwierige Aufgabe zu lösen haben, erachte ich es als notwendig Ihnen Papiere als Geheime Feldpolizisten ausstellen zu lassen. Sollte das Unglück eintreten, dass Sie gefangen genommen werden, versteifen Sie sich unter allen Umständen darauf, der GFP anzugehören."

Die Papiere - alte, abgewetzte Soldbücher - waren vortreffliche Fälschungen. Wir würden damit kaum Schwierigkeiten bekommen.

Igor Katajew, der am meisten gefährdete von uns dreien, erhielt außerdem den Namen Franz Josef Bergheimer. Eine Vorsichtsmaßnahme, die insofern utopisch war, als Igor kaum ein Wort Deutsch konnte. Er sagte denn auch, als man ihm das Soldbuch mit diesem Namen aushändigte, sarkastisch: „Zu was soll dies Papier gut sein, Herr Oberst? Doch nur, wenn ich tot bin.“

Oberst F. hatte lächelnd abgewinkt und Igor auf die Schulter geklopft. „Katajew, ein Mann wie Sie hat hundert Leben. Wenn keiner meiner Leute zurückkommt, Sie schaffen es.“

Ich kann mich noch genau an Igors Gesichtsausdruck erinnern. Er zeigte ein eingefrorenes, abwesendes Lächeln, denn verließ er den Raum.

Über unseren Auftrag wurde, wie das bei uns so üblich ist, kaum gesprochen. Wir kannten die Einzelheiten, damit hatte es sich. Alles andere würde die rauhe Wirklichkeit ergeben.

Nach vier Tagen war es dann soweit. In 24 Stunden sollte es losgehen. Wir packten unsere Gefechtsausrüstung, ließen uns die russischen Uniformen verpassen, probierten noch die Waffen aus - alles sowjetische Fabrikate - und beschäftigten uns zum letzten Mal eingehend mit den Funkunterlagen.

Neumann, dem ich anfänglich nicht viel zugetraut hatte, entpuppte sich als ungemein harter Bursche. Ich konnte als Kommandochef mit ihm zufrieden sein.

Über die Art und Weise, wie wir ins russische Hinterland eingeschleust werden sollten, herrschte beim Gefechtsstand bis zuletzt Unklarheit. Einmal hieß es, wir würden aus der Luft abspringen, das andere Mal, die Sache werde im Zuge eines Stoßtruppunternehmens durchgeführt. Letzteres behagte uns nicht. Leider entschied sich Oberst F. aber doch für den Stosstrupp.

Tags darauf, am Spätnachmittag, trafen wir bei jenem Bataillon ein, das den Stosstrupp stellte. Der Bataillonskommandeur selbst wies uns ein und versuchte uns den genauen Ablauf der Aktion klarzumachen. Wir hörten nur mit halbem Ohr hin. Uns war es ziemlich gleichgültig, wie sie das machten, die Hauptsache war, sie sprengten ein genügend großes Loch in die feindliche HKL, durch das, wir schlüpfen konnten.

Zur genau festgesetzten Zeit erfolgte von unserer Seite dann ein Artillerie- und Granatwerferfeuerüberfall von zehn Minuten Dauer. Es handelte sich um gezieltes Feuer, das, auf engsten Raum zusammengefasst wurde. Dann ging es los. Der zwanzig Mann starke Stosstrupp trat an. Die Russen waren derart überrascht, dass im Angriffsstreifen des Stosstrupps die Rotarmisten sofort die Flucht ergriffen. Nur ein MG-Nest verteidigte sich hartnäckig und musste von Pionieren mit dem Flammenwerfer ausgeschaltet werden.

Wir drei, Neumann, Igor und ich, stürmten mitten zwischen den Grenadieren. In deutscher Uniform natürlich.

Als wir keinen Widerstand mehr vorfanden, zog sich der Stosstrupp auftragsgemäß zurück, und wir blieben vorerst einmal im russischen Hinterland liegen. Allein und verlassen, wie nur Menschen in einer solchen Situation sein können.

Das war also vor knapp anderthalb Stunden gewesen. Es hatte alles wunderbar geklappt. Wir „Brandenburger“ saßen, mit den Nerven ziemlich fertig, in der Balka, und ich schob nun meine erste Wache und hatte Zeit genug, mir Gedanken über den morgigen Einsatz zu machen.

Vorerst entschloss ich mich dazu, Beobachtungen anzustellen, was sich so in diesem Gebiet tagsüber alles tat. Wir mussten unbedingt erst mit dem Tagesrhythmus des Gegners vertraut werden, bevor wir mit unserer eigentlichen Beschäftigung begannen.

Um die Russen zu einer gewissen Sorglosigkeit zu veranlassen, fanden während der nächsten zwei Tage keine Überwachungsflüge unserer Luftwaffe statt.

Das Störfeuer der Artillerie dagegen sollte weiterhin anhalten, wobei diese keinerlei Rücksicht zu nehmen brauchte, weil wir uns nicht in der Ortschaft befanden.

Meine Wache verlief ruhig. Weder in der Ortschaft noch im Gelände zeigten sich Russen. Ich wartete auch vergeblich auf Motorengeräusche. Lediglich in Richtung HKL gab es Lärm zu vermerken. Granatwerfer ploppten, dann und wann hämmerte ein russisches MG, antworteten deutsche Maschinengewehre.

Allmählich bekam ich das Gefühl, auf der verkehrten Hochzeit zu tanzen, denn von Offensiv-Vorbereitungen der Russen war weit und breit nichts zu bemerken. Ob die deutsche Führung nicht doch auf ein Latrinengerücht hereingefallen war?

Als meine Zeit um war zweckte ich Neumann.

„Gibt's was Neues?“ erkundigte er sich schlaftrunken.

„Ein Betrieb zum Einschlafen“, antwortete ich, schärfte ihm aber dennoch ein, die Augen offen zu halten und auch jede noch so scheinbar unwichtige Bewegung beim Feind schriftlich zu vermerken.

Danach wickelte ich mich in meine Decke und schlief ein.

\* \* \* \* \*

Die Sonne stand schonhoch am Horizont, als mich Igor weckte. Ich sah auf die Uhr. „Schon zehn?“ wandte ich mich beunruhigt an ihn. „Zum Teufel, warum habt ihr mich nicht eher geweckt?“

„Zu was?“ antwortete er missmutig. „Es ist überhaupt nichts los in der Gegend. Bis jetzt haben wir noch nicht einen einzigen Iwan<sup>11)</sup> vor das Glas bekommen. Menschenkind, wenn das so weitergeht, können wir einpacken.“

Ich verstaute meine Decke im Rucksack und ging mit Igor zu unserer B-Stelle, wie wir den Beobachtungspunkt hinter der Hecke an der südöstlichen Balkaseite nannten. Dort saß Neumann und beäugte mit dem Glas die Gegend.

„Ich glaube, hier kriegen wir kalte Füße“, begrüßte er mich missgelaunt.

„Nur nicht die Nerven verlieren“, antwortete ich und machte es mir bequem. Z i dritt schauten wir uns die Augen aus dem Kopf. Wir hätten uns ebenso gut hinlegen und schlafen können.

Schlag elf rauschte der Mittags-Beschuss unserer Artillerie nach Krasniskaja hinein. Das Feuer dauerte zehn Minuten. Die wenigen Mauerreste stürzten ein, die letzten Kamine fielen um. Ansonsten wirbelten die Granaten nur Dreck und Staub auf.

„Ein erhabender Anblick. Schade um die Munition“, knurrte Igor.

Halb zwölf. Um die Mücken zu vertreiben, rauchten wir wie die Schlote. Das konnten wir riskieren, weil die Balka so exponiert lag, dass wir rundherum freie Sicht hatten.

„Moment mal, da röhrt sich was sagte in diesem Augenblick Neumann und deutete

<sup>11)</sup> Spitzname für sowjetische Soldaten

mit dem ausgestreckten Arm nach Nordosten, wo das Gelände leicht anstieg, ansonsten aber bretteben war.

„Ein Geländekübel“, sagte Igor, das Glas absetzend. „Nun wird es wenigstens etwas interessant, Herrschaften.“

Der Kübelwagen fuhr quer durchs Gelände. Warum er die Strasse nicht benutzte, war mir schleierhaft. Vielleicht hatten sie vor unseren Fliegern Bammel, die aber durch Abwesenheit glänzten, was ja auch abgesprochen war.

Der Wagen drehte dann zur Ortschaft ab und verschwand zwischen den Ruinen. Ich notierte diesen Vorgang mit genauer Angabe der Uhrzeit. Zehn Minuten später sahen wir den Geländekübel wieder in Richtung Osten die Ortschaft verlassen. „Vorgang notiert“, erklärte grinsend Neumann.

Es wurde eins, zwei und drei Uhr, ohne dass sich etwas ereignete. Um halb vier mussten wir den ersten Spruch absetzen.

Zwanzig nach drei sah mich Igor an und meinte: „Dann mache ich alles klar zur Sendung. Die werden verdammt runde Augen machen, wenn sie dieses magere Ergebnis bekommen.“

„Nun hör schon auf zu nörgeln“, fuhr ich ihn gereizt an.

Er steckte sich eine Zigarette an und versank in ein ungutes Brüten. „Nun verschwinde schon, Mann, und setz' den Spruch ab“, scheuchte ich ihn weg, Er steckte mich mit seiner Unruhe an.

Schulterzuckend verschwand er. Ich überlegte mir krampfhaft, was ich machen sollte. Blieb ich hier und es ereignete sich nichts, kamen wir mit leeren Händen zurück. Verlegten wir weiter nach hinten, mussten wir auf alle Fälle erst die Dunkelheit abwarten, denn mit unserer auffälligen Bagage konnten wir unmöglich losziehen.

Es wurde fünf, es wurde sechs. Nichts ereignete sich. Wir hatten die Hälfte unserer kostbaren Zeit vertrödelt. Ich musste einen Entschluss treffen, das stand fest; ganz abgesehen davon ging mir die untätige und unnütze Herumsitzerei auf die Nerven.

„Wenn es dunkel ist, verlegen wir weiter nach hinten“, verkündete ich deshalb meinen Kameraden.

„Wie weit nach hinten?“ fragte Igor ohne mich anzusehen.

„So weit, bis wir Feindberührung bekommen“, sagte ich. „Menschenskind, wir können unmöglich nur unsere Zeit absitzen und nichts tun.“

„Ganz meine Ansicht“, knurrte Igor. Dann sah er mich an und meinte: „Ich habe die ganze Zeit, darüber nachgedacht, warum sich hier in diesem verdammt Streifen nichts röhrt. Ich will es dir sagen, warum das so ist.“

„Da bin ich aber neugierig sagte ich und schaute ihn erwartungsvoll an. Er war Sowjetoffizier gewesen, kannte also die russische Taktik besser als Neumann oder ich.

„Wir befinden uns in einer so genannten Pufferzone“, erklärte uns Igor, und er wurde plötzlich wieder lebhaft. „Versteht ihr das? Natürlich bereiten sie eine Großoffensive vor. Dazu brauchen sie einen gewaltigen Spielraum. Sie müssen umgruppieren, bereitstellen. Das können sie aber nicht unmittelbar hinter der eigentlichen HKL. Ein Gegenstoß von unserer Seite, und ihre ganzen Bereitstellungen wären im Eimer. Ich wette meinen Kopf, fünf oder sechs Kilometer weiter hinten wimmelt es von Truppen. Hier vorn haben sie nur ganz schwache Sicherungskräfte.“

Seine Erklärungen leuchteten mir ein, aber ich fragte mich, warum uns, Oberst F. nicht von vornherein anders angesetzt hatte. So wie Igor dachte, dachten schließlich auch unsere Generalstäbler, und die waren schließlich auch keine Idioten.

„Hierüber brauchst du dir nicht den Kopf zu zerbrechen“, sagte Igor trocken. „Da gibt eine ganz einfache Erklärung. Unser Auftrag lautet: Aushorchen von Meldern etc. Charascho. Wir sehen keine. Und warum nicht? Weil die einen ganz anderen Weg nehmen. Wahrscheinlich weiter südlich von der Ortschaft. Und außerdem: Denk an die Fernsprechkabel. Ich wette, die haben Hunderte von Leitungen gelegt und können auf Melder überhaupt verzichten.“

Wir sprachen die ganze Angelegenheit durch und kamen zu dem Ergebnis, dass es am besten wäre, Neumann hier zulassen, während Igor und ich nach Einbruch der Nacht uns auf die Socken machten. Irgendeinem Rotarmisten begegneten wir dann schon.

Aber unsere Pläne wurden durch mehrere Ereignisse über den Haufen geworfen.

Es begann damit, dass gegen neunzehn Uhr plötzlich eine Staubfahne am Horizont erschien.

Wir fuhren wie elektrisiert zusammen, denn wo Staub ist, ist auch Bewegung

„Mot.-Kolonne“, prophezeite Neumann aufgeregt.

„Hörst du Motorengeräusche?“ fragte ihn Igor spöttisch.

Nein, wir hörten keine Motorengeräusche.

„Also bespannte Einheiten“, sagte Neumann, plötzlich vom Jagdfieber gepackt.

„Scheint eher möglich“, murkte Igor.

Wie weit schätzt du die Entfernung bis zur Staubwolke?“ wandte ich mich an ihn.

„Höchstens drei Kilometer“, antwortete er.

Wir bekamen die Gläser nicht mehr von den Augen. Um 19.30 Uhr konnten wir Einzelheiten erkennen. Es waren bespannte Einheiten, die in Richtung Krasniskaja unterwegs waren. Dutzende von Pferdegespannen, die über das ganze Gelände verteilt heranzogen wurden.

Bei flüchtigem Hinsehen schien es, als käme bespannte Artillerie heran. Igor jedoch, der die schärferen Augen besaß, schüttelte den Kopf. „Njet! Das ist keine Artillerie“, erklärte er e eigensinnig.

„Ich denke aber doch, dass es Artillerie ist“, widersprach ich, denn ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass die Russen etwas anderes als Artillerie heranschafften.

„He, was schleppen, denn die an?“ stieß Neumann verwundert hervor.

Es waren riesige Dinger, kastenartige Gebilde, die wie Verschalungen aussahen, hinter denen etwas verborgen werden sollte.

„Leute, das sind ganz einfach verpackte ‚Stalinorgeln‘<sup>12)</sup>“, mutmaßte Neumann, und ich fand, dass er mit seiner Vermutung der Wahrheit wohl am nächsten kam. Doch wiederum schüttelte Igor den Kopf. „Nein! ‚Stalinorgeln‘ sind bedeutend höher im Aufbau. Das sind Panzer.“

„Was?“ Ich starzte ihn ungläublich an. „Du hast wohl nicht mehr alle Tassen im Schrank, Igor. Das glaubst du doch selbst nicht, dass die Russen Panzer mit Pferdegespannen heranschaffen. Oder meinst du, dass denen das Benzin ausgegangen ist?“

„Benzin haben die mehr als wir“, winkte Igor lässig ab und sah angestrengt durch das Glas. „Es sind Panzer, da fresse ich einen Besen. Verkleidete T 34, nichts anderes sage ich euch.“

Ich gebe ehrlich zu, dass ich in diesem Augenblick an seinem Verstand zweifelte. Wie kam er nur auf die Schnapsidee, die Sowjets könnten ihre Panzer mit Pferdegespannen heranbringen?“

<sup>12)</sup> sowjetisches Raketensalvengeschütz, das schlagartig 24 bis 54 Geschosse verfeuerte; auf Lastwagen oder Panzern montiert im Kaliber 7,5, 7,6, 8,2, 30,48 bis 40,64 cm; bei den deutschen Soldaten der Ostfront sehr gefürchtet; von den Russen „Katjuascha“ genannt

Igor, mit einem breiten Grinsen und meiner Gedanken wohl erratend, sagte fast fröhlich: „Wir Russen haben mehr Phantasie als ihr Deutschen. Das dort“ - er deutetet dem Kopf zu den sehr langsam sich fortbewegenden Gespannen - „ist nichts als ein Trick. Motorenlärm, und noch dazu von vielen Panzern, ist Dutzende von Kilometern zu hören. Wenn eure Horchposten die Motorengeräusche spitzbekommen, schlagen sie Alarm, und wenige Minuten später sind Stukas und Bomber am Himmel. Also ziehen sie die Panzer mit Pferden dorthin, wo sie sie hinhaben wollen. Der Trick ist nicht einmal so neu, wie du vielleicht meinst. Ich erinnere mich, dass wir an der Beresina nach demselben Rezept verfahren. Und ihr seid drauf hereingefallen.“

„Neugierig bin ich ja, wohin sie die T 34 bringen“, wandte ich mich an Igor.

„Wohin sonst als in die Boxen in der Ortschaft“, erhielt ich zur Antwort. „Oder glaubst du, die haben sich die Arbeit umsonst gemacht?“

Ich verwies auf die laufenden deutschen Artillerieüberfälle, aber Igor winkte geringschätzig ab. „Die unsern schießen nach der Karte. Das Feuer unterliegt einer viel zu großen Streuung. Ein Volltreffer wäre purer Zufall. Und was schadet das schon, wenn mal ein Panzer draufgeht? Es sind genügend da, wenn sie wirklich eine Großoffensive vorbereiten.“

Ob Panzer oder nicht Panzer, eines stand für mich felsenfest: Eine Verlegung weiter zurück kam nicht mehr in Frage.

Die Pferdegespanne, die bis jetzt weit auseinander gezogen über die freie Ebene gezogen waren, sammelten sich nun und fuhren hintereinander auf die Ortschaft zu. Wir konnten sogar das Knarren der Räder und die Flüche der Wagenlenker hören. Sie droschen mit Peitschen auf die Pferde ein, weil die Tiere ganz offensichtlich am Ende ihrer Kräfte waren.

Igor sah mich missbilligend von der Seite an. „Bist du dir immer noch im Zweifel, was da herangekarrt wird?“ fragte er ärgerlich.

Hatten schon die mysteriösen Gespanne uns in einige Aufregung versetzt, riss es uns wenige Minuten später buchstäblich vom Boden hoch.

Neumann war es, der plötzlich schrie: „Schaut mal nach Südwest rüber, da kommt schon wieder was an!“

Wir fuhren wie elektrisiert herum. Eine wohl zwei Kilometer lange Wagenkolonne fuhr querfeldein auf die Ortschaft zu.

Als wir durch das Glas blickten, setzte - zumindest was meine Person betraf - erst einmal für eine Sekunde mein Herzschlag aus. Was da heran rollte, war nichts anderes als ein vollmotorisiertes Flak-Regiment. Leichte und schwere Geschütze, eine Anzahl Protzen, Muni-Schlepper, Transportwagen, Jeeps und sogar drei Feldküchen, unschwer an ihrem Aufbau zu erkennen, fuhren auf Krasniskaja zu.

Igor betrachtete dieses Schauspiel militärischer Macht ohne Glas. Dann murmelt er: „Das ist die Großoffensive. Die Flak wird die Ortschaft und die Panzer absichern. Brüderchen, das kann eine heitere Nacht werden.“

Neumann sagte gar nichts. Er konnte es offensichtlich nicht fassen, dass das Gelände plötzlich von Russen wimmelte, wo doch noch vor wenigen Minuten nicht einmal der Schwanz einer Feldmaus zu sehen gewesen war.

Er war aber der erste, der in Gedanken die Konsequenzen aus der neuen Situation zog und meinte: „Wenn wir Pech haben, kommen wir da nie mehr raus.“

Inzwischen hatte die Wagenkolonne mit den angeblichen T 34 die Ortschaft erreicht. Da die Häuser niedergebrannt waren, konnten wir, ziemlich genau sehen, was nun geschah. Die äußerst geschickt verkleideten und getarnten Wagen - oder was immer es war - wurden in die Boxen gebracht.

„Na, was sagst du jetzt?“ fragte mich Igor mit grimmigem Spott.

Ich sagte gar nichts. Aber nun gab es wohl kaum mehr einen Zweifel darüber, dass die Russen Panzer transportiert hatten.

„Ich an deiner Stelle würde so bald wie möglich einen Spruch absetzen. Wer weiß, ob wir in ein paar Minuten noch die Möglichkeit dazu haben“, riet Igor, und diesmal widersprach ich nicht.

In Ordnung, setz den Spruch ab!“ befahl ich. Wir einigten uns auf eine möglichst kurze Fassung, die lediglich Tatsachen meldete. Der Spruch lautete: „Mot-Flak-Rgt. im Anmarsch auf Krasniskaja. Starke bespannte Kolonne mit getarnten Wagen - vermutlich Panzer - eben in Krasniskaja, eingetroffen. Melden uns wieder.“

Während Igor den Spruch durchsagte, blieben Neumann und ich weiterhin auf Beobachtungsposten.

Um neun war es so dunkel wie die Nacht zuvor, man sah die Hand kaum vor den Augen. Dass es ebenso still war wie gestern, davon konnte allerdings nicht die Rede sein.

In der Ortschaft brummten Lastwagenmotoren, im Gelände trieben sich Schanzkommandos herum, die wohl Stellungen für die Flak aushoben: Sogar Scheinwerfer stellten sie auf und beleuchteten wichtige Schanzobjekte. Sie stellten dabei freilich die Scheinwerfer so tief, dass sich deren Lichtschein nicht am Horizont abzeichnen konnte. Eine völlig überflüssige Vorsichtsmaßnahme übrigens, weil die Ortschaft bekanntlich hinter einem breiten Hügel lag und von unserer HKL aus nicht eingesehen werden konnte.

Erst jetzt fiel uns auf, dass sich unsere Artillerie schon den ganzen Tag nicht mehr gerührt hatte, obgleich die Rede davon gewesen war, es erfolgten regelmäßige Feuerüberfälle.

Ich überlegte schon, ob es nicht ratsam sei, per Funk Artilleriefeuer anzufordern, da ging der Zauber auch schon los.

Auf der ganzen Breite eines Divisionsabschnittes begannen unsere Geschütze mit einem Trommelfeuer, das sich sehen lassen konnte.

Zehn Minuten lang hämmerte unsere Artillerie nach Krasniskaja hinein. Was sich im einzelnen dort abspielte, konnten wir nicht sehen, aber aus dem Motorenlärm war zu schließen, dass alle Mot. Fahrzeuge aus der Ortschaft panikartig herausfuhren, um im offenen Gelände vor dem Granathagel Schutz zu suchen.

„Das ist jetzt unsere Stunde!“ schrie mir Igor ins Ohr. Wir kauerten noch immer hinter der Hecke in unserem Beobachtungsnest.

Ursprünglich hatte ich die Absicht, Neumann hier zulassen und nur Igor auf die Erkundung mitzunehmen. Der Russe machte mir aber verständlich, dass es besser sei, wenn überhaupt nur ein Mann losziehen würde, und zwar wollte er die Aufgabe übernehmen, in der Ortschaft auszuspähen, was sich unter den Attrappen befand. Das war eigentlich noch unser einziges Anliegen, das wir hatten. Wenn es klar war, dass tatsächlich Panzer in Krasniskaja untergezogen waren, hatten wir praktisch unseren Auftrag erfüllt.

Ganz einverstanden war ich mit Igors Vorschlag nicht. Ich befürchtete, wenn er in Schwierigkeiten kommen würde, konnte er sich allein schlecht helfen.

„Gerade umgekehrt ist es der Fall“, sagte er zu mir. „Einer von uns genügt vollkommen. Ich kriege das schon hin. Und bei dem Durcheinander, das jetzt bei denen herrscht, fällt ein einziger Offizier, der sich nach Einheiten etc. erkundigt, kaum auf.“

Ich ließ ihn nur schweren Herzens gehen, sah aber ein, dass es so besser und vernünftiger war.

Sekunden darauf hatte ihn die Dunkelheit verschluckt.

Meine Befürchtungen hinsichtlich der Einkreisung bestätigten sich. Aus allen vier Himmelsrichtungen war jetzt Motorenlärm zu hören. Ein ganzes Flak-Regiment, wenn es taktisch richtig in Stellung ging, benötigte einen Raum, das ist selbstverständlich.

Es ist ein verdammt merkwürdiges Gefühl, nichts sehen zu können, aber genau zu wissen, dass rundherum sich feindliche Truppen einzugraben beginnen. Und das taten die Russen. Sogar ganz in unserer Nähe, keine dreihundert Meter von der Balka entfernt, hörten wir Geschrei und Spatenklirren. Auch hier hoben sie vermutlich eine Stellung für die schwere Flak aus.

Während ich nach wie vor oben am Schluchtrand liegen blieb, gab ich Neumann den Befehl, sich, umzuziehen. „Vergraben Sie Ihre russische Uniform sorgfältig. Am besten hinter einem Busch und stampfen Sie das Erdloch gut fest. Es dürfen keine Spuren gefunden werden. Und wenn noch Zeit bleibt, schaufeln Sie auch noch für Igor und mich ein Loch, damit wir hernach keine Zeit zu verlieren brauchen.“

„Und, das Funkgerät?“ fragte erbekommen.

„Bleibt vorerst, wo es ist. Wir sprengen es erst im letzten Augenblick!“ befahl ich und wunderte mich, wie ruhig ich eigentlich war.

Neumann schob ab, und ich war allein. Jetzt erst drang die erschreckende Tatsache in mein Bewusstsein, dass wir von diesem Auftrag wohl kaum zurückkehren würden.

Es war schon eine halbe Stunde seit Igors Weggang vergangen, als Neumann wieder zurückkam, diesmal in der deutschen Uniform.

„Bleib du jetzt hier“, gebot ich ihm, „ich ziehe mich auch um.“ Ich schärfte ihm ein, gut aufzupassen. „Wenn Russen zu nahe an die Schlucht herankommen, dann nichts wie runter in den Schluchtengrund. Und Obacht geben auf Igor. Unter Umständen muss alles sehr schnell gehen. Verstanden?“

Es ging schneller, als ich mir hätte träumen lassen. Ich schlüpfte gerade in meinen deutschen Uniformrock, als Äste und das trockene Gras unter eiligen Schritten raschelten.

Es war Igor. „Wo bist du?“ rief er nach mir, und ich hörte seiner Stimme an, dass er kaum noch Luft hatte

„Hierher, Igor!“ Ich schaltete meine Taschenlampe für einen kurzen Moment ein.

Sekunden später stand er, nach Atem ringend, neben mir.

„Um Himmels willen, was ist los?“ fragte ich ihn.

„Einen Moment“, krächzte er. „Ich - ich habe kaum noch Luft, so bin ich gerast.“ Sein Atem rasselte vor Anstrengung. „Sie kommen hierher!“ kam es dann heiser über seine Lippen.

„Wer? Die Iwans?“

„Ja! Ein ganzer Stab. Sie sind schon unterwegs. Wir müssen uns beeilen!“ keuchte er.

„Woher weißt du das?“ drang ich in ihn.

„Später, sonst ist die Chance verpasst, dass wir noch abhauen können“, rief er mir ungeduldig zu. So erregt hatte ich ihn noch nicht erlebt.

„Was ist mit den Panzern?“ fragte ich ihn.

„Es sind Panzer. Eine ganze Brigade. Ich konnte 46 Stück zählen. Aber es werden noch mehr sein. Das Flakregiment ist das 145zigste. Übelmorgen soll's losgehen.“

„Was? Die Offensive?“

„Ja Mensch, und nun frage mir kein Loch in den Bauch. Gleich sind sie nämlich da, kapierst du das immer noch nicht?“

„Doch! Aber ich werde zuerst noch eine Meldung durchgeben“, sagte ich.

„Bist du wahnsinnig?“ schrie er mich an. Er war mit den Nerven fertig.

„Nimm dich zusammen“, sagte ich möglichst ruhig, „und schmeiß' deine russischen Klamotten weg. Neumann hat schon Löcher hierfür gegraben. Und wenn du in der Lage bist, dann erzähl gefälligst, was los ist.“

Er hatte sich inzwischen wieder so weit gefangen, dass er fähig war, einen Kurzbericht abzugeben. Dazwischen riss er sich die Klamotten vom Leib und streifte die deutsche Uniform über.

Was er zu berichten hätte, ist mit wenigen Sätzen zu sagen. Er hatte sich in der Ortschaft herumgetrieben, was weiter nicht gefährlich war, weil dort hektischer Betrieb herrschte. Jeder schrie jeden an, im Übrigen lagen die Straßen voller Verwundeter und Toter. Unser Artilleriefeuerschlag hatte viel angerichtet. Nachdem Igor genug gesehen hatte, traf er unversehens auf eine Ansammlung von höheren Offizieren, die im Freien eine Besprechung abhielten. Bei dieser ging es darum, einen geeigneten Regimentsgefechtsstand zu finden. Die Ortschaft war ihnen zu gefährlich.

„Der Regimentskommandeur, ein Oberst, tobte herum und schrie seine Ordinanzoffiziere an, sie sollten gefälligst zusehen, in der Nähe des Dorfes eine Balka aufzutreiben“, berichtete Igor und grub die russische Uniform ein.

„Wann war das, Igor?“

„Vor ungefähr zehn Minuten. Ich verkrümelte mich sofort und bin auf dem kürzesten Weg zu euch zurückgerannt.“

Die Lage war für mich klar. Ich musste jetzt nur noch den Funkspruch absetzen, was hernach geschah, lag ohnehin klar auf der Hand.

„Geh rauf zu Neumann!“ befahl ich Igor. „Pass auf ihn auf, dass er keine Dummheiten macht. Du kennst ihn ja. Er ist noch ein junger Spund und verliert leicht die Nerven.“

Ich zwang mich eisern dazu, nicht die Nerven zu verlieren. Ich musste, gleichgültig wie unsere Zukunft aussehen würde, den Auftrag ordnungsgemäß zu Ende führen.

Beinahe mechanisch tat ich die notwendigen Handgriffe, stellte den Sender ein, wählte die Frequenz und gab unseren letzten Spruch unverschlüsselt durch. Dann bestätigte ich die Vermutung, dass sich hinter dem mysteriösen Transport Panzer verborgen hatten. Ich gab die genaue Stärke des Verbandes durch und auch noch die Nummer des in Stellung gegangenen Flak-Regiments. Den Funkspruch schloss ich ab mit der Chiffre XVZ. Wenn die Unseren dies lasen, wussten sie, dass wir uns nicht mehr melden würden, dass es mit uns aller Voraussicht nach zu Ende war.

Als ich die Taste losließ, hatte ich das Gefühl, eben mein eigenes Todesurteil unterschrieben zu haben.

Mit der gleichen eiskalten Ruhe, über die ich mich selbst wunderte, brachte ich die kleine Spezialsprengladung am Gerät an. Ich handelte wie ein Mann, der weiß, dass er nur noch wenige Minuten zu leben hat und letzte Ordnung in sein Dasein bringt.

Ich rannte hinauf zum Schluchtrand. Bevor ich meine allerletzten Entscheidungen traf, wollte ich doch noch selber die Lage peilen. Ein weiterer Grund, warum ich zum Beobachtungsosten wollte, war ein ganz menschlicher, ich durfte jetzt Igor nicht allein lassen. Auf keinen Fall sollte er das Gefühl haben, er sei isoliert.

Ich war noch nicht auf halbem Wege, als eine MPi-Salve am Schluchtrand aufdröhnte. Wäre es eine russische gewesen, würde ich mich nicht gewundert haben, aber es war eine deutsche MPi, aus der der Feuerstoss abgegeben worden war.

Da ist etwas schiefgelaufen! durch zuckte es mich glühend heiß. Ich kletterte den Schluchthang hinauf und lag Sekunden später neben Igor und Neumann.

„Um Himmels willen, was ist los?“ keuchte ich.

„Das da ist los“, antwortete Igor lakonisch. Im selben Augenblick zischte ein halbes Dutzend Leuchtraketen in den Himmel, und tauchte das Gelände in gleißendes Licht.

„Wer hat geschossen?“ schnarrte ich Igor wütend an.

„Ich!“ sagte Neumann kleinlaut. „Mir ist versehentlich ...“

„Ach, du verdammter Idiot!“, unterbrach ich ihn.

Es war ohnehin nichts mehr zu ändern. Dreißig Meter vor der Schlucht stand ein Geländekübel, leer. Seine Insassen lagen links und rechts des Wagens in Deckung und ballerten eine Leuchtkugel nach der anderen in die Luft.

„Wir müssen hier weg!“ zischte mir Igor zu.

„Ja, fragt sich nur, wohin“, antwortete ich wütend. Am liebsten hätte ich Neumann verdroschen. Er wusste doch, wie leicht unsere MPi losgingen; immer haperte es mit dem verdamten Sicherungsflügel, der nie richtig einrastete.

Die Russen, die mit dem Geländekübel gekommen waren, begannen jetzt mit ihren Schnellfeuergewehren den Schluchtrand zu bestreichen. Die Geschosse schlügen ziemlich nahe bei uns ein. Natürlich hatten sie das Mündungsfeuer von Neumanns MPi gesehen und sich den Standort des Schützen gemerkt.

„Los, zurück in den Schluchtgrund!“ befahl ich Neumann und Igor. „Vielleicht kommen wir jenseits der Schlucht noch raus. Aber beeilt euch. Ich gebe euch Feuerschutz. Wartet am westlichen Schluchtrand auf mich. Igor - du jagst das Funkgerät in die Luft. Die Sprengladung ist schon angeschlossen. Los, weg jetzt!“

„Lass das Neumann machen. Ich bleibe bei dir“, widersprach Igor.

„Das schaffe ich allein. Hau ab. Das ist ein Befehl!“ schnauzte ich ihn an. Wir durften keine Zeit verlieren.

Igor wollte nicht. Er blieb stur neben mir liegen. „Die heben dich, wenn du allein bist, aus“, argumentierte er und musste schreien, weil die Russen neben dem Wagen ein MG in Stellung gebracht hatten, aus dem sie nun kurze Feuerstöße auf die Büsche am Schluchteingang abgaben.

Flach auf den Boden gepresst lagen wir da, während über unsere Köpfe Leuchtpurschnüre des russischen Maschinengewehrs hinwegzischten.

„Hau endlich ab, Igor!“ befahl ich. „Neumann kommt mit dem Gerät doch nicht zurecht.“

Er sah es schließlich ein, dass es keinen Zweck hatte, mir zu widersprechen. Daher packte er Neumann am Arm und sagte:

„Los, komm mit, du Unglücksmensch.“ Beide verzogen sich in den Schluchtrand hinab.

Um Feind vorzutäuschen, feuerte ich mit der Maschinenpistole in die Richtung, wo immer noch der Geländekübel stand, hütete mich aber davor, den Wagen zu beschädigen. Das wäre kein Kunststück gewesen, denn er stand ja in der gleißenden Helle der Leuchtraketen. Ich schoss links und rechts am Wagen vorbei und halbhoch, damit ich keinen Russen erwischte. Es wäre unklug gewesen, ihren Hass anzuheizen. Vorerst war es nur wichtig, sie uns vom Leibe zu halten.

Bald aber zeigte sich, dass ich mit meinem vorsichtigen Abwehrmanöver keinerlei Eindruck hinterließ. In das zeitweilige Hämmern des feindlichen MG hinein hörte ich einen russischen Offizier, über Sprechfunkgerät Hilfe herbeiholen. Die kam auch prompt in Gestalt zweier gepanzerter Mannschaftstransportwagen. Sie brausten aus Richtung Ortschaft heran, und auch sie knallten pausenlos Leuchtfallschirme in den Himmel.

Ungefähr vierzig Mann sprangen von den SPW<sup>13)</sup> herunter, und begannen in Schützenkette gegen die Balka vorzugehen. Da Neumann und Igor jetzt genügend Vorsprung besaßen, hatte es keinen Sinn mehr, dass ich weiterhin den Balkaeingang verteidigte.

Ich rannte zurück. Als ich die Hälfte der Schlucht durchquert hatte, gab es eine dumpfe Explosion. Igor hatte das Funkgerät gesprengt. Er lief mir auch schon entgegen und schrie: „Hinten können wir nicht mehr raus, da kommen sie auch schon an!“

Aber wenn ich nun geglaubt hatte, die Russen würden nun dreist die Schlucht stürmen, so täuschte ich mich. Ich hätte es vermutlich an ihrer Stelle auch nicht getan.

Sie kreisten die Balka ein, ich hörte das an ihren Befehlen, die deutlich zu mir herabdrangen, und dann flogen die ersten Handgranaten herab. Um mich herum barsten die Dinger, der Dreck flog mir nur so um die Ohren.

Zwischen den explodierenden Handgranaten hindurch rannte ich mit eingezogenem Kopf ans westliche Schluchttende, wo Igor und Neumann liegen mussten. Ich rief sie beim Namen, erhielt aber keine Antwort.

Da stolperte ich über einen Körper und plumpste der Länge nach hin. Es war Neumann, über den ich gefallen

Er öffnete den Mund, brachte aber keinen Ton über die Lippen.

Weiβ der Teufel, warum es mir jetzt erst auffiel, dass Igor fehlte. „Wo ist Katajew?“ fragte ich Neumann. Und als ich den Satz gesprochen hatte, wusste ich instinkтив, dass mit Igor etwas geschehen sein musste.

„Wo ist der Russe?“ wiederholte ich meine Frage ungeduldig.

Neumann deutete mit dem Kopf zum westlichen Schluchtausgang. „Dort“, sagte er mit krächzender Stimme. „Ein paar Meter weiter.“

„Er ist doch nicht, etwa ...“, sagte ich mühsam und dachte, dass es Igor erwischt hatte, dass er durch die Granatsplitter tödlich getroffen worden war.

„Er hat sich - er hat sich erschossen“, brach es plötzlich unvermittelt aus Neumann hervor. Er sah mich dabei mit einem Ausdruck in den Augen an, den ich nie vergessen würde.

„Erschossen?“

„Ja, erschossen. Als ich hinkam, war er schon tot“, berichtete Neumann keuchend.

„Wo liegt er?“ erkundigte ich mich.

„Zwanzig Schritte weiter zum Schluchtausgang hin“, erhielt ich zur Antwort.

Nach etwa dreißig Metern fand ich Igor. Er lag mit dem Rücken auf dem Boden, in einer Blutlache. Der Kopf war von einer Pistolenkugel zertrümmert.

Der schreckliche Anblick des toten Igor hob mir den Magen an. Es fehlte nicht viel, und ich hätte mich übergeben müssen.

Neumann kam hinter mir her. Er sagte, ich sollte wenigstens die Taschenlampe ausknipsen. Wir, würden uns durch den Lichtschein nur verraten. In Wirklichkeit konnte er wohl den schrecklichen Anblick nicht ertragen.

Ich beruhigte ihn, so gut es mir möglich war, und machte ihm klar, dass unsere Lage durch den Freitod Igors sich sogar wesentlich gebessert habe.

„Das müssen Sie mir schon näher erklären“, knurrte er.

„Bisher mussten wir bei unseren Überlegungen auf Igors Staatsangehörigkeit Rücksicht nehmen. Das hat sich nun geändert, Neumann. Wir sind in unseren Entschlüssen völlig frei. Verstehen Sie, was ich meine?“

<sup>13)</sup> Schützenpanzerwagen

Neumann lachte gepresst und meinte: „Was haben wir denn noch für Möglichkeiten? Am Ende geht doch alles auf eine Gefangenschaft hinaus.“

„Sie haben wohl einen Knall!“ schnauzte ich ihn an. „Aufgegeben wird jetzt erst recht nicht, verstanden?“

„Da bin ich aber neugierig, wie Sie das drehen wollen“, sagte er unbeeindruckt von meinem Anpfiff.

„Wie sieht's oben vor der Schlucht aus?“ erkundigte ich mich.

„Beschissen“, antwortete er. „Ich war vorhin mal droben. Rund herum haben sie alles dicht gemacht. Ein halbes Dutzend Schützenpanzerwagen sind aufgefahren, und ab und zu schalten sie die Scheinwerfer ein. Aus der Schlucht kommen wir ungesehen nicht mehr heraus, das steht fest.“

Motorengeräusche ließen uns aufhorchen. Wir lauschten mit angespannten Sinnen. Was würde jetzt wieder passieren?

Oben, am südlichen Schluchtrand, fuhr ein Wagen ganz dicht an die Balka heran.

Neumann und ich sahen uns an. Was bedeutete das?

Der Motor wurde abgestellt, und gleich darauf blöckten sie mit einem Lautsprecher durch die Gegend.

In gebrochenem Deutsch wurden wir aufgefordert, uns innerhalb von fünf Minuten zu ergeben, andernfalls würde die Balka mit Flammenwerfern ausgeräuchert.

„Was für eine Ehre, wie?“ knurrte Neumann, und ich hatte das Gefühl, als habe er seinen moralischen Tiefpunkt überwunden.

„Noch drei Minuten! krächzte die Lautsprecherstimme. „Dawai, Germanskij, dawai. Iditje suda! Kommt herauf. Zeit bald um!“

„Ich habe die Schnauze gestrichen voll“, sagte Neumann. „Oder haben Sie vielleicht Lust, in der Schlucht von Flammenwerfern wie auf einem Bratrost geschmort zu werden?“

Er schnallte sein Koppel ab, aber ich fiel ihm in den Arm, und herrschte ihn an: „Verflucht, nehmen Sie sich zusammen, Mann. Es kommt nicht in Frage, dass wir denen den Gefallen tun und uns ergeben.“

„Na, schön“, brummte er, „aber ich bin neugierig, was Ihnen einfallen wird.“

Mir war schon etwas eingefallen. „Graben Sie die russischen Uniformen wieder aus!“ befahl ich ihm. Und da er mich wie eine Erscheinung anstarnte: „Los, beeilen Sie sich! Bringen Sie die Klamotten hierher. In vier Minuten müssen wir es geschafft haben.“

Er hatte keine Ahnung, welche Idee ich mir hatte einfallen lassen, aber sein Selbstbewusstsein hatte wohl wieder soweit zugenommen, dass er zu handeln bereit war.

Er rannte zu dem Platz, wo er die Uniformen vergraben hatte.

Ich packte den toten Igor und schleppte ihn zum Funkgerät, zerrte es aus dem Busch heraus und stellte es so hin, dass man es sogleich finden musste.

Damit war eine völlig neue Situation entstanden. Die Russen würden, wenn sie die Schlucht absuchten, einen toten deutschen Offizier mit einem gesprengten Funkgerät finden. Einen Agenten also, der sich erschossen hatte, weil er keinen Ausweg mehr wusste. Und niemand würde in dem Toten einen desertierten sowjetischen Offizier vermuten, das war für mich klar. So jedenfalls spekulierte ich. Ob die Spekulation allerdings aufging, das musste sich erst herausstellen.

Neumann, der mit den Klamotten zurückkam und sofort meine Absicht durchschaute, sagte nur: „Ganz schön raffiniert. Aber was machen wir?“

„Wir spielen wieder Russe“, gab ich zur Antwort und riss mir schon die deutsche Uniform vom Leib, schlüpfte in die russische, wobei ich Neumann fragte, ob er die Papiere vernichtet oder in den Taschen gelassen hatte.

„Sie sind noch drin“, erwiderte er. „Ich hatte keine Zeit mehr, sie zu verbrennen. Ehrlich gesagt, ich hab's vergessen.“

„Eine vernünftige Unterlassungssünde“, stellte ich sarkastisch fest. Er war fertig angezogen. Ich warf ihm meine Klamotten zu und befahl ihm, die Uniformen an derselben Stelle wieder einzugraben.

„Wie oft machen wir wohl noch den Zirkus mit den Uniformen?“ fragte er.

„So oft wir dazu gezwungen sein werden“, antworte ich.

Der „Maskenball“ hatte nicht länger als drei Minuten gedauert. Jetzt war die Zeit um, die uns die Russen gesetzt hatten. Nun rührten sie sich wieder. Der mit dem Lautsprechen fing wieder zu reden an. Er forderte uns zum letzten Mal auf, uns zu ergeben. Die Situation begann für uns kritisch zu werden.

Ungefähr in der Schluchtmittie fing ich Neumann ab. „Zum östlichen Schluchtausgang!“ befahl ich. Ich packte ihn am Arm, weil er zögerte. „Menschenkind, beeilen Sie sich!“

Oben auf der Ebene wurden die Russen jetzt aktiv. Sie schalteten offenbar die Scheinwerfer ihrer Schützenpanzerwagen ein, um die Schluchtränder abzuleuchten. Zum Glück war die Balka so eng, dass kein Licht zu uns nach unten dringen konnte. Dann hörten wir Kommandos. Motoren wurden angeworfen. Der Wagen mit dem Lautsprecher fuhr ab.

Zehn Meter vor dem östlichen Schluchtausgang hielt ich an und deutete auf den Steilhang, der dicht mit Buschwerk bewachsen war.

„Neumann, dort hinauf müssen wir!“ wandte ich mich an meinen Gefährten.

Neumann glotzte mich an. „Da hinauf? Ich bin doch keine Gemse, verdammt noch mal!“ sagte er wütend.

„Quatschen Sie keine Opern, Mann“, sagte ich ungeduldig. „Steigen Sie auf meine Schultern und versuchen Sie, einen starken Ast zu erwischen. Irgendwie geht es schon. Los!“

Ich kniete mich hin, und Neumann tat, wie ich ihm befohlen hatte.

Er bekam auch glücklich ein offen liegendes Wurzelwerk zu fassen und konnte sich in die Höhe ziehen. Sand fiel mir ins Gesicht, Steine kollerten herab.

„Wie geht's?“ fragte ich.

„Ich kann mich ganz gut halten“, erwiderte Neumann.

„Reichen Sie mir Ihren Arm, Neumann“, gebot ich, „aber nur dann, wenn Sie festen Stand haben.“

Er versuchte es, und es ging recht gut. Vorsichtig zog er mich ungefähr anderthalb Meter in die Höhe, bis ich selbst festen Boden unter die Füße und Astwerk zu fassen bekam.

Wir mussten aber, wenn sie uns von unten nicht sehen sollten, noch ein Stück, höher hinauf. Das war ein verflucht hartes Stück Arbeit. Da wir kaum etwas beobachten konnten, mussten wir uns Stück für Stück weiter den Steilhang hinauftasten.

Der Schweiß lief uns in Strömen herunter, als wir rein zufällig eine Nische fanden, die uns gerade so viel Platz bot, dass wir, eng aneinander gekauert, in hockender Stellung verharren konnten.

Vorsichtig prüfte ich den Sandboden unter mir. Alles brüchiges Gestein. Eine unvorsichtige Bewegung, und der ganze Dreck löste sich, und wir stürzten wohl dreieinhalb Meter in die Schlucht hinunter. Mir sträubten sich die Haare, wenn ich daran dachte.

„Bewegen Sie sich um Gottes willen nicht!“ warnte ich Neumann.

„Mehr als das Genick brechen können wir nicht“, antwortete er dicht an meinem Ohr. „Viel schlimmer ist, dass mein Wanst so leer ist, dass mir vor Hunger schon schwindlig wird.“

Der Bursche hatte Nerven. „Na also“, sagte ich zufrieden, „dann ist ja alles wieder in bester Ordnung. Wer ans Fressen denkt, denkt noch nicht an den Tod.“

Ich meinte, ein breites Grinsen in seinem Gesicht erkennen zu können.

„Und wie toll der Schwindel nun weitergehen?“ fragte er.

„Wir warten, bis sie die Schlucht durchkämmen. Im richtigen Augenblick klettern wir runter und mischen uns unter die Russen. Alles andere ergibt sich von selbst.“

Er brachte sein Gesicht so nahe an das meine, dass ich seine weitaufgerissenen Augen sehen konnte.

„Ist das Ihr Ernst, Herr Hauptmann?“

Ich nickte. „Sie werden mich vielleicht für total verrückt halten, Neumann“, sagte ich, „aber das ist wirklich im Moment das sicherste, was wir machen können.“

Das waren vorerst die letzten Worte, die wir miteinander wechseln konnten, denn nun war die Geduld der Russen offenbar zu Ende. Sie hatten sich wohl zu einem Entschluss durchgerungen, nachdem ihr Übergabeangebot nicht erwidert worden war.

Starkes Motorengeräusch an beiden Schluchtenden ließ uns aufhorchen.

„Ob sie die Schlucht wirklich ausräuchern?“ wandte sich Neumann an mich. Ich ahnte, dass ihn dieser Gedanke verrückt machte. Und weiß Gott, es wäre wirklich zum Verrücktwerden, wenn sie mit Flammenwerfern kamen. Aber daran glaubte ich nicht.

„Sie werden ganz bestimmt nicht mit Flammenwerfern vorgehen“, sagte ich, schon um Neumann zu beruhigen. „Warum auch? Die Balka können sie gut gebrauchen. Als Gefechtsstand beispielsweise. Setzen sie Flammenwerfer ein, brennen die Büsche, die knochentrocken sind, wie Zunder ab, und dann liegt die Balka offen da.“

Rechts von uns heulte ein Motor auf höchsten Touren, dann hörten wir, wie krachend ein Gang einrastete. Danach mahlendes Kettengeräusch.

„Sie kommen mit einem Schützenpanzerwagen“, sagte Neumann erregt.

Ich nickte. „Sieht ganz so aus. Verlieren Sie jetzt bloß nicht die Nerven, Mann. Denken Sie lieber an Ihren leeren Wanst, das lenkt ab.“

„Ich bin doch kein ...“ Seine Worte wurden durch den Motorenlärm verschluckt.

Ein gleißend heller Lichtstrahl tauchte in die Schlucht ein. Sie fuhren mit aufgeblendeten Scheinwerfern.

Neumann neben mir knirschte mit den Zähnen. Seine Knie, die die meinen berührten, zitterten leicht.

„Ganz, ruhig“, flüsterte ich ihm zu, obgleich ich hätte schreien können, so laut war das Motorengeräusch.

Sie fuhren im Schrittempo. Deutlich konnten wir das Stimmengewirr der aufgesessenen Schützen hören. Dann und wann ein Kommando, das wohl dem Fahrer galt.

Dann waren sie unter uns, hielten an. Der Fahrer stellte den Motor ab.

Ich bog die Zweige vor mir eine Idee auseinander, und mein Blick traf auf das Innere eines Schützenpanzerwagens, der mit ungefähr zwanzig Mann besetzt war.

Die Russen kauerten mit Maschinenpistolen hinter der Stahlwanddeckung, und vorn, neben dem Bug-MG, stand ein Offizier, ebenfalls eine MPi schussbereit in der Faust.

Jetzt gab er ein Kommando, scharf und schnell. Blitzartig kamen die Russen hoch und feuerten nach allen Seiten, streuten beide Hände mit Dauerfeuer ab. Auch das Bug-MG fing zu tickern an.

Nachdem sie ihre Magazine leergeschossen hatten, fuhren sie weiter. Zehn Meter, vielleicht auch fünfzehn Meter. Dann fing das Manöver von vorn an. Dauerfeuer auf die Hänge. In schöner Regelmäßigkeit, wie auf dem Exerzierplatz beim Scheibenschießen.

Unsere Aufmerksamkeit wurde durch einen neuen Vorgang in Anspruch genommen. Unter uns erschollen plötzlich Stimmen. Gewehrschlösser knackten, Stiefel trampelten durch das Gras.

Hinter den Schützenpanzerwagen kam abgesessene Infanterie nach.

„So ein Mist!“ fluchte Neumann. „Hoffentlich kraxeln die nicht im Hang herum.“

Wie viele Rotarmisten zu Fuß die Balka durchkämmten, wussten wir nicht. Ich schätzte sie auf eine Gruppe.

„Mehr scheinen nicht näher zukommen“, wandte sich Neumann an mich.

„Warten wir noch etwas“, schlug ich vor.

Er sah mich erstaunt an: „Auf was wollen Sie eigentlich warten?“ fragte er verblüfft.

„Wenn nicht mehr kommen, dann nichts wie runter“, sagte ich.

„Sie wollen doch nicht etwa ...?“ Er vollendete den Satz nicht, weil vorn, beim Schützenpanzerwagen, die Russen ein lautes Geschrei erhoben, das selbst das zeitweilige MPi-Geknatter übertönte.

„Was ist jetzt wieder kaputt?“ fragte mich Neumann, der unruhig wurde und sich, nicht mehr stillhalten konnte.

„Ganz einfach, sie sind auf Igors Leiche gestoßen!“ Er griff nach einem Ast, aber ich hielt ihn zurück.

„Ich gehe zuerst“, befahl ich ihm. „Sie warten, bis ich Ihnen das Zeichen gebe. Ich will mich erst überzeugen, ob die Luft auch wirklich rein ist.“

Ich begann vorsichtig nach unten zu klettern. Der Schluchtgrund unter uns war feindfrei. Die Russen, auch die abgesessene Infanterie, befanden sich vorn beim Schützenpanzerwagen. Ich hörte die Rotarmisten erregt durcheinander reden, einige leuchteten mit ihren Taschenlampen den Boden ab.

„Los, Neumann, runter jetzt!“ rief ich in die Höhe.

Er gab sich weit weniger Mühe als ich, rutschte einfach auf dem Hosenboden in die Tiefe und nahm natürlich Sand und Steine mit, die polternd herabstürzten. Verlegen klopft er seine Uniform vom Staub und Dreck ab und fragte, was nun auf dem Programm stünde.

„Jetzt sehen wir uns die Sache vorn mal an“, erwiederte ich.

Neumann murmelte etwas vor sich hin. Ich wusste, dass er gehörig Fracksausen hatte, und das war angesichts unserer Lage auch weiter nicht verwunderlich.

Auch mir wurde es mulmig im Bauch, aber ich ließ es mir nicht anmerken. Ich hatte Erfahrung in solchen Dingen, und konnte mich besser beherrschen.

\* \* \* \* \*

Sie filzten gerade ausgiebig Igors Leiche, als wir zu den Rotarmisten stießen, die in kleinen Gruppen laut palavernd herumstanden und ihre Ansichten austauschten.

Im Schutz eines Busches, nur wenige Meter von den Soldaten entfernt, blieben wir stehen und beobachteten gespannt, was sich ereignen würde.

Mit echt russischer Gründlichkeit entledigten sie Igor seiner Kleider, bis er nackt auf dem Boden lag. Misstrauisch und neugierig wie sie waren, drehten sie alles um, die Hosenbeine, den Uniformrock, alle Taschen, einer schlitzte sogar mit dem Taschenmesser Igors Schirmmütze auf, als könne dieser darunter ein Geheimnis versteckt halten.

Sie fanden natürlich außer den Papieren - und die sollten sie ja finden - nichts.

Wütend über das magere Ergebnis ihrer Sucherei, schleuderte ein Rotarmist die Uniform, beiseite. Mit einem Blick auf den Leutnant, der das Kommando führte, knurrte er

„Außer den Papieren nichts zu finden, Genosse Leutnant.“

Der Leutnant, ein Mann mit einem breiten Gesicht, grinste hämisch und meinte: „Schwachkopf! Was glaubst du bei einem Agenten der Faschisten zu finden?“

Ein untersetzter, krummbeiniger Sergeant, der mit verschränkten Armen neben dem Leutnant stand und teilnahmslos die Szene betrachtete, fragte den Offizier: „Sollen wir die Leiche gleich an Ort und stelle verscharren?“.

„Njet“, antwortete kurz der Leutnant. „Bringt sie auf den Panzerwagen.“

Der Sergeant warf dem Leutnant einen erstaunten Blick zu.

„Die Leiche muss fotografiert werden“, sagte der Leutnant. „Es gibt da einen Befehl des Oberkommandos, nach dem alle faschistischen Agenten fotografiert werden müssen. Auch die toten. Also, los, Sergeant!“

Der Grund, warum sie das taten, lag ziemlich klar auf der Hand. Sie wollten russischen Deserteuren, die für uns arbeiteten, auf die Spur kommen. Wahrscheinlich besaßen sie bereits ein umfangreiches Archiv über desertierte Sowjetoffiziere.

Es würde demnach nur eine Frage der Zeit sein, wann sie herausbekamen, wer sich hinter dem Namen Franz Josef Bergheimer verbarg.

Zwei Russen packten Igors Leiche und warfen sie mit einem Schwung auf den Schützenpanzerwagen.

Nachdem die Leiche weggeschafft worden war, beschäftigten sich die Russen mit dem demolierten Funkgerät. Mit einem überdurchschnittlichen technischen Verstand begabt, bekamen sie rasch heraus, dass es sich um einen so genannten Agentensender handelte. Um ein Kurzwellengerät also.

Der Leutnant befahl das Gerät sicherzustellen. Es wurde in eine Decke gewickelt und sorgfältig im SPW verstaut.

Inzwischen waren mehrere Stosstrups zurückgekehrt. Sie meldeten dem Leutnant, dass außer dem Toten keine Deutschen mehr in der Schlucht zu finden seien.

„Habt ihr die Schlucht gründlich abgesucht?“ erkundigte sich der Leutnant bei den Unteroffizieren, die die Suchtrupps geführt hatten. Offenbar, besaß er keine allzu hohe Meinung von der Gründlichkeit seiner Soldaten.

Die Unteroffiziere bejahten die Frage. „Jeder Busch wurde untersucht“, beeilte sich einer der Unteroffiziere zu versichern.

„Und die Schluchthänge“ bellte der Leutnant. „Wenn sich in der Schlucht noch mehr Faschisten befinden, dann sitzen sie in den Hängen, das ist doch klar. Nur ein Dummkopf würde sich im Schluchtgrund verbergen.“

Die Unteroffiziere schwiegen. Natürlich hatten sie und ihre Männer die Gegend nur oberflächlich abgegrast, das war ja klar.

„Steht nicht herum!“ fuhr sie der Leutnant an. „Vorwärts! Sucht noch einmal die Schluchthänge ab!“ Und zum Sergeanten gewandt, meinte er verdrießlich: „Diese idiotischen Schwachköpfe!“

Ich fand, dass es höchste Zeit war unsere Person ins Spiel zu bringen. Wenn die Russen doch gründlich ans Werk gingen, mussten sie unweigerlich auf die vergrabenen deutschen Uniformen stoßen. Dann aber hatten sie den Beweis, dass der Tote nicht allein operierte, sondern dass es drei Personen waren.

Ich bahnte mir mit Neumann einen Weg durch die herumstehenden Rotarmisten.

Als der Leutnant, der mit dem Gesicht zu uns stand, die beiden ihm unbekannten Offiziere sah, stutzte er einen Moment. Dann aber sah er meinen Dienstrang. Er

straffte sich und kam rasch auf mich zu, grüßte und meldete das bisherige Ergebnis der Suchaktion.

„Nur ein Toter?“ fragte ich, kurz angebunden. „Wo ist er<sup>14)</sup>?“

„Auf dem Schützenpanzerwagen, Genosse Major!“ erwiderte der Leutnant diensteifrig. Er ging voraus und befahl, den Toten wieder vom Wagen herunterzuwerfen.

„Nicht nötig“, sagte ich. „Ich sehe mir die Leiche oben im Wagen an.“

Ich kletterte hinauf und ließ meine Taschenlampe über das entstellte Gesicht Igors wandern.

„Der Mann hat sich umgebracht, wie?“ wandte ich mich an den Leutnant.

„Es sieht so aus“, erwiderte dieser. „Wir fanden den Faschistenhund neben dem gesprengten Funkgerät. Ich habe den Befehl gegeben, noch einmal die Schluchthänge abzusuchen. Ich kann mir nur schwer vorstellen, dass der Tote allein war.“

„Und warum nicht?“ Ich sprang wie der vom Schützenpanzer herunter.

„Der Tote war deutscher Offizier“, berichtete der Leutnant. „Keiner von diesen Faschisten-Offizieren wagt sich so weit ins feindliche Hinterland.“

„Ich denke auch, dass dies in der Regel kaum der Fall ist“, stimmte ich ihm zu. „Aber in diesem Fall sieht es tatsächlich so aus, als sei der Mann allein gewesen.“

Er warf mir einen fragenden Blick zu.

Ich grinste. „Das Funkgerät. Denken Sie an das Funkgerät, Genosse Leutnant“, sagte ich in überlegenem Ton. „Wenn mehrere Personen hier operiert hätten, würden sie das wertvolle Gerät mitgenommen haben. Und außerdem: Warum erschoss der Leutnant sich? Doch nur deshalb, weil er allein war, in der Falle saß und nicht in Gefangenschaft geraten wollte.“

Vor allem das letzte Argument schien ihm einzuleuchten.

„Sie könnten Recht haben, Genosse Major“, brummte er.

„Rufen Sie die Suchkommandos zurück!“ befahl ich ihm. „Wir verschwenden nur Zeit.“ Und als er noch immer zögerte, spielte ich den Ungeduldigen. „Verdammter, Leutnant, führen Sie den Befehl aus! Wir haben anderes zu tun, als mitten in der Nacht Gespenster zu jagen. Die Offensive steht vor der Tür.“

„Zu Befehl, Genosse Major“, sagte er und gab dem Sergeanten den Auftrag, die Kommandos zurückzupfeifen.

„Übrigens, Genosse Leutnant, hatte der Tote Papiere bei sich?“ wandte ich mich an den Russen.

„Jawohl. Der Faschistenagent gehörte der Geheimen Feldpolizei an. Jedenfalls weisen ihn die Papiere so aus.“ Ohne dass ich ihn aufgefordert hatte, übergab er mir Igors Ausweise.

Ich warf einen scheinbar interessierten Blick darauf und steckte sie ein:

„Dafür wird sich der Korpsstab interessieren“, sagte ich wie beiläufig.

„Es wird schlecht aussehen, wenn ich ohne die Papiere beim Genossen Kommandeur ankomme“, sagte der Leutnant.

„Ich werde das schon in Ordnung bringen“, erwiderte ich.

Hoffentlich verwickelt er mich nicht in ein Gespräch, dachte ich und fing an nervös zu werden. Was antwortete ich beispielsweise, wenn er mich fragte, wieso ich mich in die Sache einmischte? Ich war für ihn schließlich ein völlig unbekannter Major.

<sup>14)</sup> Kommando-Chefs der Division „Brandenburg“, die mit solchen Aufgaben betraut wurden, beherrschten die jeweilige Landessprache perfekt und kannten auch die Eigenarten des betreffenden Volkes; vor allem natürlich militärische Gepflogenheiten

In dieser für uns sehr kritischen Situation bekamen wir unerwartet Schützenhilfe unserer Artillerie. Sie machte ihren obligatorischen Feuerüberfall auf die Ortschaft.

Plötzlich war ein Sausen und Zischen in der Luft, und dann dröhnte und zitterte die Erde unter den, Einschlägen schwerer Kaliber.

Die Russen warfen sich erschreckt zu Boden. Der Leutnant blieb stehen, weil ich auch stehen blieb und er sich nicht den Anschein geben wollte, dass er Angst hatte.

Aber dann rummste es oberhalb der Schlucht. Dreck und Steine prasselten in die Tiefe.

Zusammen mit Neumann und dem Leutnant unter dem SPW liegend, wartete ich ab, was nun passieren würde.

Vorerst kamen Rotarmisten der Suchtrupps zurück und alle versuchten, noch Platz unter dem Schützenpanzerwagen zu finden. Sie hatten ziemlich viel Angst und besaßen offenbar noch keine oder nur wenig Fronterfahrung.

Das Feuer unserer Artillerie dauerte an. Pausenlos rauschten die Granaten heran, schlügen ein, grellende Feuerblitze erhellt den Schluchtgrund.

Und dann krachte doch tatsächlich ein Brocken mitten in die Schlucht. Uns platzte beinahe das Trommelfell.

„Die schießen sich ein, Genosse Major!“ schrie mir der Leutnant ins Ohr.

„Räumen Sie die Schlucht!“ brüllte ich zurück.

In das Heulen der Granaten mischten, sich nun fauchend die Abschüsse aus Nebel-Werfer<sup>15)</sup>.

„Jetzt aber raus hier!“ schrie ich den Leutnant an. „Es sieht so aus, als wenn die Deutschen einen Gegenstoß vorbereiteten.“ Ich flitzte aus der Deckung heraus, Neumann hinterher.

Von unserem Beispiel angespornt, folgten nun auch die Rotarmisten. Sie zertrampelten sich fast, so überhastet enterten sie den Schützenpanzerwagen.

Als der letzte Mann aufgesessen war, stiegen auch Neumann und ich auf. Der Fahrer hieb den Gang ins Getriebe, dass wir glaubten, alle Zahnräder kämen hinten beim Auspuff wieder heraus. Vor Schreck hatte er auch noch die Scheinwerfer eingeschaltet.

„Der Kerl soll das Licht ausmachen!“ brüllte ich den Leutnant an. „Seid ihr denn alle verrückt geworden?“

Der Offizier gab den Befehl weiter. In einem Affenzahn brausten wir aus der Schlucht.

Auch die anderen Schützenpanzerwagen, die die Schlucht umstellt hatten, gaben Fersengeld, fuhren wie der Teufel in nördlicher Richtung davon. Wobei allerdings gesagt werden muss, dass der deutsche Artilleriezauber nicht von Pappe war. Die unseren belegten nicht nur die Ortschaft mit Sperr- und Vernichtungsfeuer, sondern strichen auch das übrige Gelände mit schwerem Feuer ab.

Da der Fahrer ohne Licht fuhr und kaum etwas sehen konnte, hätte er um ein Haar eine Beiwagenmaschine gerammt. Im letzten Augenblick konnte er noch ausweichen, musste aber hart auf die Bremse steigen, so dass wir wild durcheinander flogen und ich mir den Schädel schmerhaft an der Seitenpanzerung anstieß.

Noch ganz benommen von dem Schmerz hörte ich Neumann lästerlich fluchen und dann schreien: „Dieser Hundesohn hätte bald meine Maschine zu Schrott gefahren, Genosse Major“

<sup>15)</sup> deutsche Tarnbezeichnung für Abschussgestelle von fünf ungesteuerten großkalibrigen Geschossen mit Feststoffraketenantrieb; Gegenstück der sowjetischen „Stalinorgeln“

Maschine? Nur den Bruchteil einer Sekunde brauchte ich, um Neumann zu verstehen. Der Bursche machte sich. Auf diese geniale Idee wäre ich bei Gott nicht gekommen.

„Regen Sie sich nicht auf“, sagte ich geistesgegenwärtig zu Neumann, „die Maschine ist ja noch heil.“ Und mich an den Leutnant wendend: „Wir haben die Maschine vor der Schlucht abgestellt. Warten Sie, wir steigen um.“

„Lassen Sie doch die Karre stehen“, schlug der Leutnant vor. „Sie können bei diesem Feuer, unmöglich weiterfahren.“

Begreiflicherweise legten wir wenig Wert darauf, noch weiter auf dem SPW mitzufahren. Aus einer momentanen Eingebung heraus händigte ich dem Leutnant die Papiere Igors aus. „Sie haben den Deutschen gefunden, also gebührt Ihnen auch alle Ehre“, sagte ich und gab Neumann einen Wink, zu verschwinden. Er ließ sich das nicht zweimal sagen und schwang sich aus dem Schützenpanzerwagen.

Der Leutnant bedankte sich noch überschwänglich dafür, dass ich ihm den Vorzug gab, die Geschichte mit dem toten Agenten abzuwickeln. Was hatte ich mir nur dabei gedacht, als ich die verräterischen Papiere an mich nahm? Das hätte leicht ins Auge gehen können, denn selbstverständlich lag den sowjetischen Dienststellen daran, Einsicht in die Papiere - auch wenn sie falsch waren - zu nehmen. Und so, wie ich die Russen kannte, würden sie nicht eher Ruhe gegeben haben, bis sie den Major gefunden hätten. Einen Major, den es im näheren Bereich des Flak-Regimentes gar nicht gab.

So aber konnte es keine Pannen geben. Der tote Igor wurde abgeliefert, die Papiere auch, und Majore, die zufällig auch in der Schlucht anwesend waren, gab es genug. Das fiel nicht weiter auf.

Den Vogel aber hatte Neumann abgeschossen. Dass er die Geistesgegenwart besessen hatte, die herrenlose Maschine als die unsere auszugeben, konnte unter Umständen unsere Rettung bedeuten.

Die Ortschaft versank zum weiß wievielen Mal in Feuer und Rauch. Pausenlos schlügen die schweren Kaliber ein, und die Ortsränder, soweit es noch welche gab, wurden von den Werfergeschosßen eingeebnet.

Im Licht der Einschlagblitze, sahen wir, wie Mot.-Fahrzeuge fluchtartig das Dorf verließen. Die untergezogenen Panzer waren allerdings nicht darunter oder aber sie hatten das Dorf schon vorzeitig geräumt, was ich aber für unwahrscheinlich, hielt. Dafür wimmelte es im Gelände von Rotarmisten, die dort Zuflucht gesucht hatten. Glücklicherweise kamen sie uns aber nicht zu nahe.

Uns störte der Feuerzauber nicht. Neumann untersuchte mit Hilfe der abgeblendeten Taschenlampe die Beiwagenmaschine. Sie war brandneu und voll getankt. Im Beiwagen fanden wir außer Gefechtskarten auch noch zwei Maschinenpistolen mit zugehöriger Munition.

„Wissen möchte ich nur, wo der Fahrer der Maschine abgeblieben ist“, sagte Neumann, nachdem er ausprobiert hatte, ob das B-Krad<sup>16)</sup> auch lief. Es surrte schon beim ersten Tritt auf den Kickstarter. Neumann, der ein leidenschaftlicher Kradfahrer war, fühlte sich in seinem Element.

„Mit dieser Karre fahre ich, wenn es sein muss, mitten durch die russischen Linien“, eröffnete er mir überschwänglich.

„Vielleicht haben Sie dazu wirklich bald Gelegenheit“, antwortete ich. „Vorerst aber brauchen wir sie noch für andere Aufgaben.“

Mein ruhiger Ton, ernüchterte ihn schnell und an die Maschine gelehnt, fragte er: „Wie geht es nun weiter? Hier auf dem freien Gelände können wir ja nicht bleiben.“

<sup>16)</sup> Beiwagen-Krad

„Mich würde wirklich interessieren, wo der Fahrer der Maschine ist“ sagte ich nachdenklich.

„Ich werde mal nachsehen. Vielleicht hat es ihn hier erwischt und er liegt im Gelände“, schlug er vor.

„Nein. Bleiben Sie lieber bei der Maschine. Ich werde mal nachsehen“, sagte ich.

Ich suchte in einem Umkreis von etlichen hundert Metern, so gut es bei der Dunkelheit möglich war, das Gelände ab, fand aber keine Spur von dem Fahrer.

Wie ich auf meiner Uhr feststellen konnte, war es inzwischen beinahe elf Uhr nachts geworden. Bis zum Morgengrauen blieb nicht mehr viel Zeit. Spätestens in fünfeinhalb Stunden dämmerte es, dann mussten wir aus dieser Gegend verschwunden sein.

Zuvor mussten wir aber noch in die Schlucht zurück. Es galt, unsere Spuren zu verwischen. Irgendwann in den nächsten Stunden würde mit Sicherheit ein russischer Gefechtsstab die Balka beziehen. Und wenn die Russen nicht ganz dämlich waren, würden sie das Versteck mit unseren Klamotten finden. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Neumann keine Spuren hinterlassen hatte.

Also nichts wie zurück in die Schlucht.

Wir nahmen die Maschine, fuhren bis zum Ostrand der Balka und stellten sie dort ab. Zu Fuß ging es dann weiter. Hinter uns trommelte noch immer die deutsche Artillerie auf die Ortschaft herab.

Gleich im ersten Drittel stießen wir auf einen mächtigen Granattrichter. Er rührte von einem schweren Brocken her, der die Russen so durcheinander gebracht und uns vermutlich das Leben gerettet hatte.

Plötzlich stieß Neumann einen überraschten Ruf aus. „Moment mal! Leuchten Sie doch hierher. Ich bin gerade gegen etwas gestoßen.“

Ich ließ den Strahl meiner Taschenlampe nach rechts wandern. Der Lichtkegel lag auf einem menschlichen Körper. Das heißt, auf dem Teil eines menschlichen Körpers, denn von diesem fehlten Kopf und Arme. Der Torso war mit einer Lederkombination bekleidet.

„Da haben wir unseren Kraftfahrer“, sagte Neumann. Ich nickte zustimmend. Kein Zweifel: Der Tote ließ sich durch seine typische Lederbekleidung leicht als ein Kradfahrer identifizieren.

„Menschenskind, das nennt man Dusel“, brummte Neumann. „Der hat wohl einen Befehl zu überbringen gehabt, und dabei erwischte es ihn.“

Neumann fand die Stelle auf Anhieb. Wie nicht anders zu erwarten, war die Grube, die er gebuddelt hatte, nur notdürftig zugeschüttet; von Tarnung konnte keine Rede sein.

„Hol's der Teufel“, sagte Neumann schuldbewusst, „das Zeug hätten die sicher schnell gefunden.“

Diesmal sorgten wir dafür, dass wirklich alle verräterischen Spuren beseitigt wurden.

Beladen mit unseren Rucksäcken, kehrten wir zu der Maschine zurück und verstauten die Klamotten sorgfältig im hinteren Teil des Beiwagens.

Neumann saß schon im Sattel und warf den Motor an. Ich quetschte mich auf den Sozius, aber Neumann meinte, es wäre besser, ich würde mich in den Beiwagen klemmen, wegen des Gleichgewichts. „Vielleicht muss ich alles aus der Maschine rausholen, dann ist es schon vernünftiger, wenn wir Gleichgewicht halten können. Wo geht's überhaupt hin?“, fügte er dann hinzu und sah mich fragend an.

„In die Ortschaft hinein“, antwortete ich.

„Wohin?“ Er schrie es fast heraus, so perplex war er.

„Mensch, nun gib schon Gas!“ herrschte ich ihn an.

---

„Ich versteh jetzt überhaupt nichts mehr“, knurrte er und würgte den Gang hinein. „Aber so weit haben Sie mich schon gebracht, dass mir allmählich alles scheißegal ist.“

„Genauso muss es sein!“ schrie ich ihm zu. „Los, hauen Sie ab, Neumann! Und im Bogen rechts an den Panzern vorbei.“

Es war ziemlich dunkel und das Gras hoch. „Schalten Sie wenigstens das Standlicht ein!“ befahl ich Neumann. „Ich möchte nicht, dass wir uns in einem Granattrichter den Hals brechen.“

Mit Licht ging es schon besser. Aber Tempo aus der Maschine herauszuholen war unmöglich. Dazu war der Boden zu bucklig und die Granattrichter, wie wir gleich feststellen konnten, zu zahlreich.

Von allen Seiten näherten sich jetzt versprengte Mot.-Trupps. Meist waren es LKW, die schleunigst Reißaus genommen hatten.

Einer dieser Kolonnen schlossen wir uns an. Das war ja in jedem Falle sicherer, als allein in der Geographie herumzukurven. Wer in einer Kolonne mitfuhr; setzte sich kaum der Gefahr aus, angehalten zu werden.

Weit kamen wir allerdings nicht. Kurz vor der Ortschaft wurde die LKW-Kolonne gestoppt. Es waren russische Feldjäger, die uns umleiteten. Es hieß, der westliche Dorfrand sei wegen der vielen Granattrichter nicht zu befahren.

Wir machten also mit der Kolonne noch einen Bogen nach Süden und scherten dann aus, denn offenbar wollte die Einheit gar nicht in die Ortschaft hinein, sondern bezog außerhalb Quartier.

Im Dorf herrschte ein heilloses Durcheinander. Die ziemlich breite Dorfstrasse glich einem Sturzacker. Der Teufel war los. Aufgeregt rannten Russen herum und suchten ihre jeweiligen Verbände.

Zwei LKW, die Volltreffer erhalten hatten, waren umgestürzt. Rotarmisten bargen Munition und Kisten, die auf einen anderen Lastwagen geworfen wurden.

Offiziere rannten, laut Befehle brüllend, zwischen den Ruinen hin und her - und das alles bei stockdunkler Nacht und ohne Licht. Nach dem deutschen Feuerüberfall trauten sie sich offenbar nicht mehr, Autoscheinwerfer einzuschalten.

Mir war klar, dass es einige Zeit dauern würde, bis wieder Ruhe und Ordnung in die aufgescheuchten Soldaten kam.

Da uns die Maschine im Augenblick mehr hinderlich als nützlich war, suchten wir eine passende Stelle, wo wir sie abstellen konnten. Eine Hausruine, etwas abseits von der Dorfstrasse, bot sich hierzu an. Wir prägten uns die Stelle genau ein, um sie notfalls gleich zu finden.

Zu Fuß machten wir uns auf den Weg. Die Gefahr, in eine gefährliche Situation zu geraten, bestand meines Erachtens vorerst nicht, dennoch beschlossen wir, auf der Hut zu sein. Sich genau zu orientieren, war wegen der Dunkelheit völlig unmöglich. Aber die Russen waren in derselben Lage, sie fanden sich in der für sie fremden Umgebung nur schlecht zurecht. Für uns eine günstige Situation.

Wir waren gerade einem mächtigen Granattrichter ausgewichen und zwischen zwei niedergebrannten Häusern hindurchgeschlüpft, als wir unvermittelt auf eine Gruppe Rotarmisten stießen, die um ein niedrig gehaltenes Feuer kauerten und sich in einem eisernen Topf ihren Kasha kochten. Ich bewunderte insgeheim ihre Geschicklichkeit mit der sie das Feuer klein und nur auf Glut hielten.

Der Geruch des Kasha stieg uns aufdringlich in die Nase, und mir wurde erst jetzt bewusst, wie hungrig ich, eigentlich war.

Neumann blieb sogar stehen und sog die Luft schnuppernd wie ein Jagdhund ein.

„Wenn ich nicht bald was zu essen bekomme, falle ich um“, raunte er mir zu. Ich glaubte es ihm. Auch vor meinen Augen tanzten Feuerringe. Es hätte nicht viel

---

gefehlt, dann wäre ich zu den Rotarmisten hingegangen und hätte um einen Schlag Kasha gebeten. Aber das war mir denn doch ein zu großes Risiko.

Wir stolperten weiter durch die Nacht, vorbei an kleineren Fahrzeugkolonnen. Plötzlich standen wir in einer Art Hof, und dort dampfte sie die russische Feldküche.

Drum herum ein Haufen Soldaten, die mit Kochgeschirren klapperten und eine Reihe bildeten, wobei sie eifrig aufeinander einredeten, sich um einen besseren Platz stritten und im übrigen nur ein Thema hatten: ob man in der Ortschaft blieb oder doch ins Gelände auswich, wo einem das deutsche Artilleriefeuer nicht so viel anhaben konnte.

Neumann und ich blieben einige Meter vor der Schlange stehen, die sich vor der Feldküche gebildet hatte und peilten erstmal die Lage.

Vorn an der Gulaschkanone, erhöht, auf einer Art Holztreppe, stand ein fettleibiger Koch, der mit seiner Kelle in den Kessel langte, und jedem einen Schlag in den Napf verpasste. Es roch nach Hirse und Kraut, nicht gerade sehr verlockend, aber für einen ausgehungerten Magen, wie wir einen hatten, dennoch erregend.

An der Feldküche, gleich neben dem Koch, baumelte von der Feldküche eine Kerosinlampe herunter, die gerade so viel Licht spendete, dass der Koch jedem Mann unter den Helm schauen konnte.

Wie wir aber gleich feststellen konnten, interessierte sich der Küchenbulle überhaupt nicht für die Rotarmisten. Er tat seine Arbeit stur und ohne nach rechts und links zu gucken.

Dafür spielte ein Sergeant, ein feister und etwas unersetzer Bursche, den „Küchenpolizisten“. Der Sergeant hatte einen riesigen Pappkarton neben sich stehen, aus dem er längliche viereckige Brotschnitten herausholte und verteilte. So oft er in den Karton neben sich langte, fixierte er jeden Soldaten vor sich scharf.

„Ein unangenehmer Kerl“, raunte mir Neumann zu, der sich mit der Zunge über die Lippen fuhr und angesichts der dampfenden Feldküche offenbar Tantalusqualen ausstand.

Mir schien aber, dass der Russe nur darauf achtete, dass sich keiner zweimal anstellte.

Die Reihe zur Feldküche wurde immer länger und verstellte uns schließlich den Weg. Die Soldaten, kaum dass sie ihren Schlag im Topf hatten, stellten sich abseits und schlängeln das Essen heißhungrig hinunter. Wir schauten nach der Küche hin, und das Wasser lief uns im Mund zusammen.

Als wir so dastanden und überlegten, wie wir zu einem Schlag Suppe kommen konnten und uns vor Fressgier wie Kinder den Hals verrenkten, klopfte mir plötzlich jemand von hinten auf die Schulter.

Ich zuckte zusammen und hätte beinahe nach der Pistole gegriffen, beherrschte mich aber im letzten Moment und drehte langsam den Kopf nach hinten.

„Haben Sie kein Kochgeschirr, Genosse Major?“ fragte eine Stimme ein weibliches, etwas raues und mir nicht ganz unbekanntes Organ. Jedenfalls bildete ich mir das ein:

Ich hatte mich ganz umgedreht, und auch Neumann starnte jetzt verblüfft auf die Gestalt vor uns.

Es war ein russisches Mädchen in der Uniform der Roten Armee, mit den Rangabzeichen eines Leutnants. Das Gesicht des Mädchens konnte ich infolge der Dunkelheit fast überhaupt nicht sehen, der Lichtschein aus der Kerosinlampe reichte hierfür nicht aus.

„Sie haben doch gewiss schrecklichen Hunger oder nicht?“ sagte der weibliche Leutnant und stieß ein glücksendes Lachen aus, das mir einen Höllenschreck einjagte denn auch dieses Lachen kannte ich.

In meinem Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander, und es war mir, als griffe eine eiskalte Hand nach meinem Herz.

„Hunger?“ hörte ich mich sagen, und meine Stimme klang wie zerborstenes Glas.  
„In der Tat, Genossin Leutnant, den haben wir.“

„Gedulden Sie sich einen Moment, ich besorge Ihnen einen Schlag Suppe“, sagte die Russin. Und ohne eine Antwort abzuwarten, lief sie zur Feldküche hinüber, wo sie gleich zum Küchenbullen ging und mit ihm redete. Ich sah, wie er grinste und ihr das Kochgeschirr füllte. Für Sekunden trat dabei die Russin in den Lichtschein der Kerosinlampe. Ich sah die gertenschlanke Figur, die verlockenden Rundungen ihres Körpers, die langen Beine, die in Juchtenstiefeln steckten und - ihr Gesicht.

Dieses Gesicht, obzwar nur für drei, vier Herzschläge lang sichtbar, löste in meinem Gehirn Alarm aus wie das plötzlich unvermutete Pfeifen einer Fliegerbombe.

Das ist doch Katja! Katja aus Brjansk! Ist das denn möglich?

Ich schloss für einen Moment die Augen, weil ich meinte, ein Trugbild zu sehen. Ich wünschte sehnlichst, ich möchte mich irren, aber als ich die Augen wieder öffnete, kam die Russin auf uns zu und tauchte wiederum für Sekunden in einen Lichtschein diesmal waren es Scheinwerfer eines vorbeifahrenden Geländekübels.

Es war Katja! Jeder Zweifel war ausgeschlossen. Katja Onilowa, das ukrainische Mädchen, das einige Zeit im Dienst der deutschen Abwehr arbeitete und dann plötzlich spurlos verschwand und nie mehr gesehen worden war. Ich selbst arbeitete mit Katja in drei gefährlichen Einsätzen zusammen. Sie war die erste Russin gewesen, die mir ihre Liebe geschenkt hatte. Es war eine recht ernste Geschichte zwischen uns, und als Katja verschwand, bzw. von einem Einsatz im russischen Hinterland nicht mehr zurückkehrte, versetzte mir das einen harten Schlag, den ich lange nicht überwand. Obwohl ich mir darüber klar war, dass im Krieg jeder Hauch von Poesie zerstört wird und einer Liebe, wie wir sie uns vorstellten, jeder Nährboden fehlte.

Und nun kam Katja Onilowa als sowjetischer Leutnant mit einem Kochgeschirr voll Suppe auf uns zu. Zweifellos hatte sie mich nicht erkannt. Ich überlegte fieberhaft, wie ich mich verhalten sollte.

Die Tatsache, dass aus der deutschen Agentin ein sowjetischer Offizier geworden war, musste in mir eine Alarmstimmung allerhöchsten Maßes auslösen; denn wie die Fakten lagen, hatte die Russin wohl wieder das Lager gewechselt und kämpfte nun gegen uns. Erkannte sie mich und stellte sich heraus, dass sie in mir den Feind ihres Vaterlandes sah, war unser Leben keinen roten Heller mehr wert, egal, was einmal zwischen uns gewesen war.

Verständlicherweise spielte ich einen Moment lang mit, dem Gedanken, zu verschwinden. Aber dazu war es jetzt schon zu spät. Wir hätten zweifellos Misstrauen erregt und uns verdächtig gemacht. Denn natürlich hatten die Russen längst bemerkt, dass die „Genossin“ Suppe für uns holte. Wie das aber bei Soldaten so üblich ist - und darin bildeten die Rotarmisten keine Ausnahme -, flogen, auch bereits derbe, anzügliche Bemerkungen hin und her.

Ich packte also den Stier bei den Hörnern, wie man so schön zu sagen pflegt. Ich raunte Neumann zu, dass er hier bleiben solle. Seinem Gesichtsausdruck nach war leicht zu erraten, was er dachte.

„Ich muss mit der Russin allein reden“, sagte ich, ohne ihm den näheren Grund zu erklären.

Er grinste verständnisvoll und zwinkerte mit den Augen. Das machte mich merkwürdigerweise stinkwütend, und ich fauchte ihn an: „Grinsen Sie nicht so dämlich, Neumann. Diese Russin ist gefährlicher als alle Iwans hier zusammen.“

Natürlich verstand er auch jetzt noch nicht, was auf dem Spiel stand, aber am Ton meiner Stimme merkte er wohl, dass etwas Unvorhergesehenes passiert war, dass uns eine unmittelbare Gefahr drohte.

Kurz darauf traf ich Katja am Rande eines Granattrichters. Er trennte uns von den übrigen Rotarmisten, die noch immer Schlange vor der Feldküche standen.

Ich stellte mich absichtlich so hin, dass mich noch der Lichtschein der Kerosinlampe treffen musste.

Als Katja - ich nahm jedenfalls fest an, dass sie es war mit dem dampfenden Kochgeschirr dicht vor mir stehen blieb und einen Blick in mein Gesicht warf, zuckte sie sichtlich zusammen. Ihre Hände, die den Blechnapf hielten, zitterten so, dass die Suppe überschwappte und ihre Uniformbluse bekleckerte.

Ich nahm ihr das Kochgeschirr vorsorglich aus der Hand und sagte so leise, dass nur sie es hören konnte. „Spasiba - Katja!"

Laut aber sagte ich, so dass die Umstehenden es alle hören konnten: „Nett von Ihnen, Genossin Leutnant. Mein Adjutant und ich haben schon seit zwei Tagen keinen warmen Bissen mehr in den Magen bekommen." Ich redete absichtlich einen so langen Schmus, um ihr die Möglichkeit zu geben, sich zu fassen.

Ihre Augen hingen wie gebannt an mir, und es war ihr unschwer anzumerken, wie überrascht und fassungslos sie war.

„Wenn Sie erlauben, löffeln wir die, Suppe hier aus", nahm ich das Gespräch wieder auf, „dann können Sie das Kochgeschirr gleich wieder mitnehmen."

Nun erst fand sie die ersten Worte. „Gerne geschehen", sagte sie mit ihrer kehligen Stimme, die aber jetzt fest und unpersönlich klang. Prüfend glitt ihr Blick an mir herunter - wie an einem Fremden.

„Ich hole Ihnen gerne noch einen Schlag, wenn die Suppe für Sie und den Genossen nicht ausreichen sollte", drangen die nächsten Worte an mein Ohr.

„Oh, danke", sagte ich, „das Kochgeschirr voll reicht für uns beide."

Sie lächelte mich an, fremd, mit einer Spur von Spott, wie es mir schien.

„Wenn Sie Lust haben und Ihre Zeit es erlaubt, können Sie und Ihr, Adjutant auch die Suppe in meinem Funkwagen essen", bot sie an und ging mit ihren geschmeidigen Schritten neben mir her.

„Wenn er nicht zu weit weg ist, würde ich Ihr Angebot gerne annehmen", sagte ich und betrachtete aufmerksam ihr Profil, soweit dies bei der Dunkelheit überhaupt möglich war. Ich fand, sie war schmäler geworden, ihr Gesicht hatte die mädchenhafte Weichheit verloren. Aber vielleicht kam das daher, dass sie jetzt das Haar ganz kurz geschnitten trug, während sie zu der Zeit, wo ich sie kennen lernte, lange, fast bis zu den Schultern reichende Zöpfe hatte.

„Mein Adjutant", stellte ich Neumann vor, als wir diesen erreichten, nannte dabei aber absichtlich keinen Namen.

Neumann sagte irgendetwas Unverbindliches und sah mich prüfend und aufmerksam von der Seite an. Er wusste nicht, wie er sich verhalten sollte.

„Mein Funkwagen steht gleich hinter der nächsten Hausecke", sagte Katja, „wenn Sie wollen - bitte schön. Im Moment ist die Funkstelle ohnedies außer Betrieb." Das hieß zu deutsch: Du brauchst keine Angst zu haben. Ich bin allein, du wirst keine Schwierigkeiten bekommen.

Mir war es recht so, obgleich mich das unverhoffte Wiedersehen mit einer Totgeglaubten in einen Strudel menschlich verständlicher Gefühle stürzte. Ich musste jetzt einen klaren Kopf behalten und verdämmt auf der Hut sein.

Jahre lagen zwischen unserer gemeinsamen Arbeit für die deutsche Abwehr. Jahre lagen auch zwischen unserer Liebe. Gefühle, und mochten sie noch so stark gewesen sein, konnten erkalten, ja, sich sogar in Hass verwandeln.

Katja trug die Uniform eines sowjetischen Offiziers. Das sagte eigentlich alles.

Ich wappnete mich innerlich gegen sie und hämmerte mir ein Sei vorsichtig und werde nicht sentimental. Sie ist dein Feind. Was weißt du, was sie vor hat? Es kann durchaus möglich sein, dass sie dich aufs Kreuz legt - weil die patriotischen Belange es erfordern.

In meinem Kopf, arbeitete es fieberhaft, und je nüchterner ich unsere Lage betrachtete, desto mehr drängte sich mir, das Bewusstsein auf, dass Neumann und ich in der Falle saßen. Katja hatte uns in der Hand.

Mir brach der kalte Schweiß aus, und ich verfluchte den unseligen Augenblick, als ich mich dazu entschlossen hatte, in die Höhle des Löwen zu laufen.

Mit bleischweren Schritten ging ich neben Katja her. Ich versuchte in ihrem Gesicht zu forschen, aber sie hielt einen Abstand ein, der es mir unmöglich machte, einen Blick von ihr zu erhaschen. Die Dunkelheit verbarg ihr Gesicht.

Mit dem heißen Kochgeschirr und dem darin steckenden Holzlöffel in den Händen kam ich mir ziemlich dämlich vor. Außerdem war mir inzwischen jeder Appetit vergangen. Die nicht gerade angenehm riechende Brühe konnte ganz leicht unsere Henkersmahlzeit werden.

Aber - so sagte ich mir dann - hatte ich wirklich keinen Trumpf mehr in der Karte? Befand sich Katja nicht in einer ebenso gefährlichen Situation? Schließlich stand sie einmal im Dienst der deutschen Abwehr, sie war eine Hochverräterin, eine Agentin der verhassten Okkupanten, eine Abtrünnige. Leute ihres Schlages hatten in der Sowjetunion das Leben verwirkt, man hing sie an den nächsten Ast.

Zu diesem mich entlastenden Gedanken kam sogleich ein anderer, nämlich der: Wenn Katja nun damals nicht nur für die deutsche Abwehr tätig gewesen war, sondern auf beiden Schultern getragen und auch für die Sowjets spioniert hatte? Was dann? Dann saßen wir allerdings dick in der Tinte.

Ich musste an Igor denken und an das, was er getan hatte. Blieb als letzter Ausweg ebenfalls nur die Kugel?

Dies alles schoss mir durch den Kopf, während ich neben Katja herging. Hinzu kam noch, dass Neumann keine Ahnung hatte, Welch gefährliche Suppe ich uns da eingebrockt hatte. Ich musste ihn darauf aufmerksam machen, wusste im Moment nur nicht, wie ich das anstellen sollte.

„Vorsicht, ein Bombenkrater!“ warnte uns in diesem Augenblick Katja.

Ich schrak zusammen und wäre beinahe in den riesigen Stuka-Trichter<sup>17)</sup> gestürzt, der sich wie ein Abgrund vor uns auftat.

„Links herum, bitte“, sagte Katja. „Wir sind gleich da. Dort hinter den Ruinen steht die Funkstelle.“

Ziemlich weit weg vom allgemeinen Trubel, dachte ich.

Wir stiegen über Trümmerberge hinweg und gelangten in einen winzigen Hof, der durch zwei rechtwinklig angelegte Stallgebäude gebildet wurde, die aber nur noch aus Bergen von Schutt bestanden.

Dicht an eine eingestürzte Mauer herangefahren und - wie ich auf den ersten Blick sofort sah - gut getarnt gegen Fliegersicht, stand die Funkstelle, ein gepanzerter Vierachser modernster Bauart. Er konnte allerlei vertragen, das sah man sofort, und das war wohl auch der Grund, warum die Funkstelle in der Ortschaft belassen wurde.

Katja, die vorausgegangen war und jetzt eine Taschenlampe einschaltete, rief uns zu: „Eingang rechts herum über eine kleine Eisenleiter. Stolpern Sie nicht, es liegt allerlei Gerümpel auf dem Boden herum.“

<sup>17)</sup> Stuka: Sturzkampfbomber vom Typ Ju 87, bis 1800 kg Bombenlast an Außengehäingen, 2 Mann Besatzung

Das war der für mich günstigste Augenblick, Neuman zu warnen und ihm rasch Verhaltungsmaßregeln zu geben. Ich zischte ihm zu: „Neumann, verschwinden Sie so schnell wie möglich wieder aus der Funkstelle, ich muss da einiges klären, verstehen Sie?“

Er verstand überhaupt nichts, sondern sagte leise: „Was wird eigentlich gespielt? Das ist ja zum Verrücktwerden. Verdammt noch mal, wer ist sie denn, dass Sie so geheimnisvoll tun?“

„Ich kann Ihnen das in der Kürze nicht erklären“, sagte ich überstürzt. „Nur soviel: Die Russin stand einmal in unseren Diensten. Kapiert?“

Kein Wunder, dass ihm meine Eröffnung vorerst die Rede verschlug, dann meinte er, und das bewies, dass er offensichtlich die Gefahr erkannte, in der wir uns befanden.

„Wie wär's, wenn ich das Krad heranholtet?“

„Noch nicht“, winkte ich ab. Mir war ein Plan durch den Kopf gegangen, der aber noch einiger Überlegung und Recherchen bedurfte.

„Was werden Sie jetzt tun?“ fragte mich Neumann.

„Das wird ganz darauf ankommen, wie sich die Situation entwickelt“, erwiderte ich. „Sie jedenfalls verschwinden möglichst rasch aus dem Funkwagen, holen die Maschine und stellen sie in ein nahe liegendes Versteck. Dann beziehen Sie Posten vor dem Funkwagen, und wenn ich Sie rufe oder Sie Lärm hören, greifen Sie ein. Ist das klar?“

„Nicht ganz“, knurrte er. „Mit dem Weibsbild werden wir doch wohl fertig werden“, fügte er spöttisch hinzu.

Ich überging seinen Spott geflissentlich. „Halten Sie sich genau an meine Anweisungen“, ermahnte ich ihn.

Wir waren an der Funkstelle angekommen, wo Katja inzwischen mit einem Schlüssel die gepanzerte Tür aufgeschlossen hatte. Sie schaltete eine Notbeleuchtung ein. Ein grünes mattes Licht, das von einer Glühbirne herrührte, die über dem Funkgerät von der Decke herabbaumelte.

Die Funkstelle war eine der modernsten, die ich je gesehen hatte und bestimmt eine Reichweite von mehreren hundert Kilometern besaß.

Katja wies auf zwei Metallhocker. „Bitte, setzen Sie sich. Ich fürchte, die Suppe wird kalt geworden sein.“

Wir ließen uns steif auf den Hockern nieder und ich rührte nervös mit dem Holzlöffel in der Suppe herum. Katja lehnte sich gegen den niedrigen Funkertisch, verschränkte die Arme vor der üppigen Brust und betrachtete uns mit leichtem Spott.

Neumann, der die Russin zum ersten Mal richtig bei Beleuchtung sah, musterte Katja mit unverhohлener Bewunderung. Ihre weiblichen Reize schienen ihn stark zu beeindrucken.

„Essen Sie doch, Major“, forderte mich die Russin auf. Ihre schräggescchnittenen Augen ruhten mit einem Ausdruck von Kühle auf mir. Dass sie innerlich aufgewühlt war, erkannte ich nur am leichten Zittern ihrer Unterlippe.

„Hm, ja“, brummte ich. „Nochmals Dank.“

Ich würgte die Suppe hinunter, ohne darauf zu achten, wie sie schmeckte. Löffel für Löffel stopfte ich in meinen leeren Wanst, während meine Gedanken fieberhaft arbeiteten. Ich musste Neumann draußen haben. Was ich wissen wollte“, würde ich während Neumanns Anwesenheit nicht aus ihr herauskriegen.

Als der Kochkessel halb leer war, tat ich so, als hätte ich die ganze Suppe bereits ausgelöffelt. Mit einem entschuldigenden Grinsen hielt ich Neumann das Kochgeschirr hin.

„Tut mir leid. Ich habe glatt alles aufgegessen. Entschuldigen Sie, Genosse.“

Neumann war geistesgegenwärtig genug das Kochgeschirr an sich zunehmen. Er hatte sofort verstanden, was ich wollte.

Sich an Katja wendend, meinte er. „Ob der Koch wohl noch einen Schlag für mich übrig hat?“

Sie lächelte spöttisch. „Sie könnten es mal versuchen, Genosse Oberleutnant. Sagen Sie ihm einen Gruß von mir, dann werden Sie gewiss noch etwas bekommen.“

Neumann wollte verschwinden, aber Katja vertrat ihm den Weg und nahm ihm das Kochgeschirr aus der Hand. „Der Genosse Major hat zwar gegessen wie ein Wolf, aber die Hälfte noch drin gelassen.“ Sie reichte mir das Kochgeschirr und gab Neumann ein anderes.

So ein Luder, dachte ich, sie hat mein Manöver ganz genau durchschaut und will mir nun beweisen, dass ich sie nicht aufs Kreuz legen kann.

Neumann, der nicht auf den Kopf gefallen war, bekam ein verlegenes Gesicht und empfahl sich. „Ich bin gleich wieder hier“, brummte er.

Ich nickte ihm zu. „Charascho“, sagte ich. „Eilt gar nicht. Vielleicht ergattern Sie auch noch ein paar Scheiben Brot.“

Er verschwand, und ich war mit Katja Onilowa allein.

Sekundenlang kreuzten sich unsere Blicke, wobei jeder sich offenbar bemühte, den anderen abzutaxieren. Da der Funkwagen fast schalldicht abgeschlossen war, drangen keinerlei Geräusche ins Innere. Wir hörten nur unseren Atem, der schneller als sonst ging.

Katja war es, die schließlich die Stille unterbrach. Sie sagte, und ihre Stimme wurde dunkel vor Erregung: „Bald hättest du eine Riesendummmheit gemacht!“

Ich sah sie fragend an.

„Nun“, sagte sie, „die Sache mit dem Kochgeschirr. Wäre ein großer Fehler gewesen von dir.“ Unvermittelt sprang sie ins Deutsche über.

„Sprich nicht deutsch mit mir“, sagte ich, „bist du denn ganz verrückt geworden, Katja?“

Sie errötete bis zum Halsansatz. „Entschuldigung“, sagte sie wieder auf russisch. „Es ist zu unglaublich. Ich heiße übrigens nicht mehr Katja, sondern Dunja Roschnewa.“ Sie verließ ihren Platz an der Tür und kehrte wieder an den Arbeitstisch zurück. So hatte sie genügend Abstand zu mir und es war unauffällig.

„Das mit dem Kochgeschirr“, nahm sie den abgerissenen Faden unseres Gesprächs wieder auf, „wäre ein Fehler gewesen. Und ich will dir auch sagen, wieso. Niemand kennt dich hier. Du hast keinen Grund, hier in meinem Funkwagen zu sein, es sei denn, du isst etwas. Ich habe dich zu einem Teller Suppe eingeladen. Verstehst du?“

„Erwartest du jemand?“ fragte ich sie beunruhigt.

„Nein. Aber natürlich kann jederzeit jemand kommen“, erwiederte sie.

„Ja, natürlich.“ Ich sah sie immer noch prüfend an.

„Iß!“ befahl sie. „Iß aber langsam. Du musst noch etwas im Kochgeschirr haben, wenn einer kommt.“

Meine Blicke zollten ihr Bewunderung. Sie lächelte wieder spöttisch.

„Alles von dir gelernt. Ich habe nichts vergessen.“

„Wie lange können wir, glaubst du, ungestört miteinander reden?“ fragte ich.

„Ich weiß es nicht. Das deutsche Artilleriefeuer hat uns ziemlich durcheinander gebracht. Meine Funkstelle ist erst ab morgen in Betrieb. Vielleicht können wir lange reden, vielleicht auch nur ein paar Minuten.“

„Bei uns denken sie, du wärst tot“, sagte ich.

Ihre Augen verdunkelten sich, und eine scharfe Falte erschien zwischen ihrer Nasenwurzel.

„Und du? Was dachtest du?“

„Ich dachte es auch“, erwiderte ich wahrheitsgemäß.

Sie spielte nervös mit ihrem Schulterriemen, „Du bist wieder im Einsatz?“

„Nicht mehr. Schon vorbei“, sagte ich.

„Was hast du vor?“ fragte sie, und Beunruhigung schwang in ihrer Stimme mit. „Wie kommst du hierher?“

„Wir wollen zurück“, gab ich Auskunft. „Und du musst uns dabei helfen.“

Ihr Gesicht erstarnte zu einer leblosen Maske und ihre Augen sahen mich kalt, fast feindselig an.

„Katja!“ sagte ich beschwörend. „Katja Onilowa!“

„Ich will keine Schwierigkeiten mehr haben“, brach es unvermittelt und mit einer Wildheit aus ihr heraus, die mich bestürzte. „Weißt du denn, was alles geschehen ist, seit ich vom letzten Einsatz nicht mehr zurückkam?“ Auf ihren Wangen zeichneten sich hektische rote Flecken ab. „Sie erwischten mich, als ich den russischen Korpsstab ausspionieren sollte. Und weißt du, was sie mit mir machten?“ Sie schrie mich hysterisch an. „Sie fielen über mich her, rasierten mir die Haare ab und knüpften mich auf einen Leitungsmast auf. Mir hing schon die Zunge aus dem Mund heraus. Ich war schon beinahe tot. Tot! Verstehst du?“ Tränen rannen an ihren Wangen herab. Die furchtbaren Erlebnisse, die sie durchgestanden hatte, überwältigten sie offenbar, obgleich sie das gewiss nicht wollte. Aber sie war eben eine Frau.

„Und warum lebst du noch?“ fragte ich in die Stille hinein.

Mit einer eckigen Handbewegung wischte sie die Tränen aus ihrem Gesicht. „Ein zufällig vorbeikommender NKWD-Offizier<sup>18)</sup> sah mich hängen. Er befahl, dass sie mich herunterholten.“

„Was hattest du für ein Glück“, murmelte ich, und heißes Mitleid überkam mich.

„Glück nennst du das?“ sagte sie hohnvoll. „Glück für ihn vielleicht - nicht für mich.“

Ich starre sie an. Was meinte sie damit? Erst nach und nach begriff ich die Zusammenhänge. Mein Gott, dachte ich aufgewühlt, was hatte sie alles durchgemacht. Wir „Brandenburger“ waren allesamt harte Burschen und konnten eine Menge vertragen. Aber eines ging uns besonders an die Nieren: Wenn einer von uns durch Folterungen und anderen Schikanen Schaden an Leib und Seele nahm.

Und Katja gehörte einmal zu uns. Gewiss, sie war mit dem Leben davongekommen, aber um welchen Preis wohl?

Ich fragte sie danach.

Mit einem Lächeln, das wie eingefroren wirkte, zeigte sie ihre kräftigen, weißen Zähne.

„Welchen Preis bezahlt wohl eine junge Frau?“ antwortete sie bitter.

„Ich verstehe“, sagte ich mit monotoner Stimme. „Was geschah damals, Katja?“ Sie antwortete nicht gleich, aber sie umklammerte die Lehne eines der Metallstühle, dass das Weiß ihrer Fingerknöchel hervortrat.

„Du brauchst nichts zu sagen, wenn es dich zu sehr aufregt“, sagte ich. Fast schämte ich mich meiner Neugierde.

Ihre Augen zogen sich zu engen Schlitzen zusammen.

„Warum solltest du es nicht wissen?“ stieß sie hervor, bleich im Gesicht und mit zuckendem Mund. „Er ließ mich herunterholen“, fuhr sie, jetzt mit leiser,

<sup>18)</sup> Narodnij Kommissariat Vnutrennych Del, sowjetisches Innenministerium (Geheimpolizei)

leidenschaftsloser Stimme fort. „Ich weiß nicht, warum er es tat. Ich fragte ihn einmal danach, aber er sagte es mir nicht. Aber ich glaube, er hatte mich schon einmal kurz vor der Exekution gesehen. Du verstehst? Sie, ich meine die anderen, weigerten sich anfänglich. Sie sagten, diese da oben ist ein Nazi-Schwein, eine Volksverrätin, sie hat nicht einmal den, Strick verdient. Aber er setzte sich durch. Du verstehst, er ist NKWD-Offizier.“

Sie war außer Atem gekommen, so schnell hatte sie alles hervorgesprudelt.

„Er ist NKWD-Offizier“, hatte sie gesagt, flog es mir durch den Kopf. Das hieß also, dass es diesen Offizier noch gab. In meinem Hirn schlug laut eine Alarmklingel an. Ein ungutes Gefühl beschlich mich.

„Und außerdem ist er der Neffe eines ganz hohen Tiers in Moskau. Das gab wohl den Ausschlag. Er sagte zu ihnen, einen einfach aufzuknüpfen sei eine Dummheit, und ob sie mich denn schon richtig verhört hätten. Nun, das hatten sie. Sie hatten mich halb totgeschlagen, und ich war auch geständig. Was ich ihnen sagte, weiß ich nicht mehr. Er fragte auch nicht danach, sondern verlangte, dass er mich mit nach Moskau nehmen müsse, damit ich vor ein NKWD-Gericht gestellt werden könnte. Er unterschrieb eine formelle Auslieferungserklärung und nahm mich in seinem Wagen mit.“

„Nach Moskau?“ fragte ich, heiser vor Erregung.

Sie lachte schrill auf. „Ich habe bis heute Moskau noch nicht gesehen.“

„Vor was für ein Gericht kamst du dann?“ wollte ich wissen.

„Vor gar keines“, sagte sie mit einem harten Lächeln. „Er selbst quetschte mich aus. Tagelang fragte er mich aus und drohte, wenn ich ihm nicht alles sagte, mich einem Spezialverhör auszuliefern.

„Was hast du gestanden?“ fragte ich sie.

„Alles. Alles sagte ich ihm. Was blieb mir schon anderes übrig?“

„Hast du auch Namen genannt?“ drang ich in sie.

„Nur solche, die von keiner Bedeutung sind“, gab sie zur Antwort.

Ich sah sie lange an. Dann stellte ich die Frage, die ich stellen musste.

„Wie kommst du zu dem Dienstrang eines Offiziers, Katja?“

Wieder erschien auf ihrem noch immer schönen Gesicht dieses eingefrorene, fatalistische Lächeln, das mehr sagte als Worte.

„Das war sein bester Trick“, klärte sie mich auf. „Ich weiß heute noch nicht, wie er es machte, aber eines Tages übergab er mir das Leutnantspatent. Das ging alles ganz offiziell ab. Weiß der Teufel, wen er bestochen hat, jedenfalls - ich war nun seine Mitarbeiterin. Die ganzen Jahre über. Ich zog mit ihm von einer Front zur anderen. Wie eine Marketenderin oder eine Hure, wenn dir das besser gefällt.“

Schrecklich dieses Schicksal. Sie befand sich in einem Teufelskreis, aus dem sie nicht mehr entfliehen konnte. Was immer sie auch unternehmen würde, um diese furchtbare Last abzuschütteln, sie musste sich unweigerlich im eigenen Netz fangen. Dieser NKWD-Offizier hatte sie in der Hand, und sie war ihm ausgeliefert wie ein Sklave seinem Herrn.

„Hat er - ich meine, hat er deine Aussagen protokolliert?“ fragte ich in die Stille hinein.

„Selbstverständlich. Wort für Wort. Und ich musste es unterschreiben“, antwortete sie.

„Wo ist er jetzt, erkundigte ich mich.

„In der Ortschaft“, antwortete sie kalt. „Er ist vor einer halben Stunde zu einer Besprechung des Flak-Regiments gegangen. Ich glaube, man bereitet eine groß angelegte Propaganda-Aktion gegen euch vor.“

Ich spürte die Gefahr, in der wir uns befanden, fast körperlich. Aber nicht nur wir, Neumann und ich schwebten in. Todesgefahr, auch Katjas Leben war bedroht.

„Hör zu, Mädchen“, sagte ich rasch und eindringlich, „mein Kamerad und ich müssen noch heute Nacht aus dieser Gegend verschwinden. Wir haben uns ein Krad requiriert, mit dem wir versuchen wollen, bis zur HKL zu kommen. Weißt du einen Weg, der sicher ist?“

„Heute Nacht gibt es keinen Weg zur Front, der nicht überwacht wird“, sagte sie.

„Warum das?“ Ich hatte das Gefühl, als griffe eine kalte Hand nach meiner Kehle.

„Weil Matrossow das ganze Gebiet absichern lässt. Es sind motorisierte Streifen und Hundeführer unterwegs. Sie suchen euch.“

„Uns?“ Ich erkannte meine eigene Stimme nicht mehr.

„Ja, euch. Natürlich haben sie keine Ahnung wieviel ihr seid, aber Matrossow ist der festen Überzeugung, dass der - dass der Tote nicht allein in der Schlucht gewesen ist.“

„Dann weißt du ...?“ Ich spürte meinen Herzschlag in der Kehle.

„Als ich dich sah, wusste ich, was sich in der Schlucht abgespielt hat“, erwiderte sie, nun, in ganz ruhigem, sachlichem Ton. „Übrigens weiß Matrossow schon, wer der Tote ist. Er hat ihn aufgrund - nun, das spielt keine Rolle. Jedenfalls ist bekannt, dass der Tote der desertierte Oberleutnant Igor Katajew ist.“

„Matrossow? Das ist er, nicht wahr?“ fragte ich sie überflüssigerweise, und ich erntete dafür ein spöttisches Lächeln.

Ohne dass ich es wollte, hatte ich auf die Uhr gesehen und festgestellt, dass ich schon über zwanzig Minuten bei Katja war. Jede weitere Minute, die ich in dem Funkwagen weilte, vergrößerte die Gefahr.

Sie hatte meinen Blick gesehen. „Ihr müsst untertauchen“, sagte sie und das erste Mal lag in ihren schönen grauen Augen ein warmer Schimmer.

Bevor ich antworten konnte, fuhr sie fort: „Ganz hier in der Nähe gibt es einen zerbombten Keller. Zwanzig Meter hinter der Ruine. Der Zugang ist verschüttet, ihr müsst ihn euch freibuddeln. Dort seid ihr am sichersten, und er wird euch nicht in seiner unmittelbaren Nähe vermuten. Versteckt euch dort. Ich versorge euch, so weit das möglich ist, mit Nahrung und Nachrichten. Hast du mich verstanden, Junge?“

„Junge“, das war einmal ihr Kosewort für mich gewesen.

„Gut, Katja“, sagte ich entschlossen. „Und einstweilen Dank. Tausend Dank für deine Hilfe.“

Ich wollte gerade das Kochgeschirr auf den Tisch stellen, als draußen rasche Schritte erklangen.

„Du bekommst Besuch“, sagte ich atemlos. Fast wäre mir das Kochgeschirr aus der Hand gefallen vor Schreck.

„Ja, das ist Matrossow“, sagte sie, und dann in fliegender Eile: „Mach jetzt nur keinen Blödsinn. Setz dich!“ fauchte sie mich an. „Und iss weiter, auch wenn die Suppe kalt ist.“

Ich tat es, setzte mich auf den Hocker und begann die kalte und jetzt scheinbar schmeckende Suppe hinunterzulöffeln.

Katja, noch immer an den Funktisch gelehnt, lachte und sagte laut: „Es tut mir leid, Genosse Major, aber Besseres hat unsere Küche im Augenblick nicht zu bieten.“

Da ging die Tür auf, und Matrossow betrat den Funkwagen. Er war ein großer, stämmiger Mensch, ein richtiger Bulle von Mann mit einem krebsroten Gesicht und pralem Hintern, über dem sich die Hose straff spannte.

Aus wimpernlosen Augen schoss er einen Blick zu mir ab und sah dann Katja an.

Ich schläng noch einen Löffel hinunter und wischte mir, mit dem Handrücken über den fettigen Mund, dann grinste ich Matrossow an, der glücklicherweise denselben Dienstgrad besaß wie ich.

„T'schuldigung“, feixte ich, „wenn ich in Ihren Wagen eingedrungen bin. Die Genossin Leutnant war so freundlich, mich zu einem Teller Suppe einzuladen.“ Ich deutete zu Katja hin eine Verbeugung an. „Nochmals vielen Dank. Ich hoffe, dass ich mich bald revanchieren kann.“ Und mich an Matrossow wendend:

„Markow!“ Ich streckte ihm als der ältere die Hand entgegen. Er nahm sie flüchtig. Der Druck ihrer Finger war kraftlos, uninteressiert. Ernannte seinen Namen und schoss einen wütenden Blick auf mich ab. Es passte ihm offensichtlich nicht, dass ich mit Katja allein gewesen war.

„Der Genosse Major kommt vom 167. Korps“, überbrückte Katja geistesgegenwärtig die etwas peinliche Situation.

„Das Korps hat verfügt, dass der hiesige Panzerverband noch erheblich verstärkt wird“, sagte ich an die Adresse von Matrossow. „Nur scheint mir diese Ortschaft nicht gerade der geeignete Ort für eine Panzerbereitstellung zu sein. Die Hitleristen hauen ja ganz schön drein, wie?“

Er warf mir einen spöttischen Blick zu. „Nicht mehr lange“, knurrte er. „Soviel ich informiert bin, greifen morgen früh starke Bomberverbände die Deutschen an.“

Ich nahm diese Nachricht mit gebührender Begeisterung auf und verabschiedete mich rasch. Matrossow unternahm keinen Versuch, mich zurückzuhalten. Er war sichtlich froh, als ich ging.

Das letzte, was ich noch mitbekam, war ein leerer Blick aus Katjas Augen und das missmutige Gesicht des NKWD-Majors.

Da ich nicht wusste, ob Neumann schon zurück war, tauchte ich erst einmal in den Trümmerbogen der Ruine unter.

Drinnen im Funkwagen gab es nun Krach. Matrossow und Katja stritten sich. Ich konnte aus den Wortfetzen nur einen halben Satz heraushören: „... es ist eine Kommandozentrale und kein ...“

Darauf Katja mit schriller Stimme? „Benimm dich nicht so blöd. Ich hatte keinen Grund, ihn abzuweisen. Er fragte mich höflich, ob er einen Teller Suppe bekommen könnte. Schließlich ist er, Stabsoffizier und Kommandeur und ich nur ein popeliger Leutnant. Ebenso gut hätte er mir auch befehlen können, ihm etwas zu essen zu besorgen.“

Die Antwort Matrossows verstand ich nicht, aber er tobte ziemlich herum. Der Bursche war nicht nur unsympathisch, er schien auch grenzenlos eifersüchtig zu sein.

„Da drinnen hängt wohl der Haussegen schief“, sagte plötzlich jemand in meinem Rücken. Es war Neumann. Er hatte anscheinend zwischen den Trümmern Posten bezogen und auf seinen „Einsatz“ gewartet.

„Ging alles klar?“ fragte ich ihn, ohne auf seine Anspielung einzugehen.

„Ja, alles klar“, antwortete er. „Die Maschine habe ich ganz in der Nähe untergestellt und sie vorsichtshalber mit Steinen und Schutt verbarrikadiert. Soll ich sie freimachen?“

„Wird nichts mit unserem Abhauen“, sagte ich.

„Machen Sie bloß keine schlechten Witze, Genosse Major“, meckerte er. „Wenn wir jetzt nicht flitzen, wird es zu spät sein.“

Ich klärte ihn rasch über die neueste Situation auf.

„Verfluchter Scheibenhonig“, sagte er grimmig. „Haben Sie nicht nach der Parole gefragt? Wenn wir die wüssten, könnte uns praktisch nicht viel passieren.“

Das war richtig, aber ich hatte vergessen, Katja nach dem Kennwort für diese Nacht zu fragen. Zugegeben, ein grenzenloser Leichtsinn. Aber das war nun nicht mehr zu ändern.

Ich erzählte Neumann von dem Vorschlag der Russin, uns für einige Zeit in dem verschütteten Keller zu verstecken. Neumann hieß nichts davon und meinte: „Was machen wir, wenn das eine Falle ist? Ich traue diesem Weib nicht. Sie kann Sie an der Nase herumführen. Plötzlich erinnert sie sich an ihre vaterländische Pflicht und verpfeift uns. Was dann?“

In meinem Gehirn bohrte es. Ganz so Unrecht hatte Neumann zweifellos nicht. Es bestand durchaus die Gefahr, dass Katja plötzlich Angst vor ihrer eigenen Courage bekam und - umfiel.

Als ob Neumann meine Gedanken erraten hätte, packte er mich am Arm und flüsterte mir zu. „Ziehen wir Leine, Herr Hauptmann. Ich habe ein verdammt dämmliches Gefühl im Magen.“

„Mit Gefühlen können wir jetzt keinen Blumentopf gewinnen, Neumann“, erwiderte ich sarkastisch. „Fest steht nur eines: Ohne Marschpapiere und ohne die Parole zu kennen, kommen wir diese Nacht nicht durch. Irgendein lausiger Posten oder eine Streife kann uns an der nächsten Ecke schnappen.“

„Na schön“, brummte er, „dann wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben, als uns zu verkriechen. Aber das sage ich Ihnen ganz ehrlich: Wohl ist mir nicht beider ganzen Geschichte.“

„Glauben Sie etwa mir“ gab ich zurück. „Aber es bleibt uns nichts anderes übrig, als darauf zu vertrauen, dass uns die Russin aus der Klemme hilft.“

„Sie müssen sie ja besser kennen als ich“, brummte er. „Ich für meinen Teil traue keinem Unterrock, auch dann nicht, wenn dieses Mädchen schon einmal auf unserer Seite gestanden hat.“

Unsere leise geführte Unterhaltung wurde unterbrochen, weil Major Matrossow die Tür des Funkwagens aufstieß. Er hatte ein Bündel Akten unterm Arm und schien es eilig zu haben.

Gleich darauf kam Motorenlärm näher. Die abgeblendeten Scheinwerfer eines Wagens tauchten auf. Es war ein kleiner, bulliger Geländewagen, der vor der Funkstelle hielt. Matrossow stieg ein, und der Wagen fuhr wieder ab.

„Er muss vermutlich zu einer Besprechung“, sagte Neumann leise. „Dann könnten Sie vielleicht noch mal mit der Russin reden. Was meinen Sie?“

„Vielleicht versuche ich es“, gab ich zur Antwort. „Aber zuerst müssen wir den Keller finden. Katja sagte, sie seien mit Suchtrupps unterwegs. Es kann durchaus möglich sein, dass sie jeden Stein im Dorf untersuchen.“

Bevor wir nach dem Keller Umschau hielten, geschah noch etwas anderes. Wieder schreckte Motorenlärm auf. Diesmal war es ein Jeep. Ihm entstieg ein Unterleutnant, der den Wagen vor der Funkstelle abstellte und zu Katja hineinging.

Sieh mal einer an, dachte ich, dieser NKWD-Häuptling traut dem Mädchen nicht. Er schickt ihr einen Bewacher. Damit hatte sich, die Aussicht auf ein zweites Rendezvous mit Katja vorerst zerschlagen.

„So ein Mist“, gab Neumann seinem Ärger Ausdruck. „Wie mir scheint, geht aber nun auch alles schief.“

\* \* \* \* \*

Es war gar nicht so einfach, den verschütteten Keller zu finden. Da wir keinerlei Gerät zum Schaufeln hatten, buddelten wir mit den Händen, dass uns das Blut unter den Fingernägeln hervortroff. Aber dann fanden wir doch den Kellereingang.

Die Kellertreppe existierte zum Teil noch. Wir räumten die letzten, großen Brocken weg, und dann mussten wir auf dem Bauch weiterkriechen, weil die eine Hälfte der Kellerdecke herabgebrochen war und nur etwa einen halben Meter über dem Boden hing.

„Vorsichtig bewegen“, flüsterte ich Neumann zu und schaltete die Maschenlampe an. Sand rieselte auf uns herab. Ich hatte das Gefühl, als würde sich jeden Moment die Kellerdecke lösen und herabstürzen. Aber es ging gut. Wir erreichten eine Tür, die geschlossen war. Neumann drückte dagegen, aber sie ließ sich nicht öffnen, sie hatte sie wahrscheinlich verklemmt.

„Probieren wir es zu zweit“, riet ich.

Mehr als zwei Schritte Anlauf konnten wir nicht nehmen, da hierfür der Platz zu klein war. Mit aller Gewalt warfen wir uns gegen die Tür. Sie gab nach und flog nach innen auf, wobei sie teilweise zersplitterte.

Durch die Erschütterung rutschte Erde von oben nach unten verschüttete teilweise wieder den Gang.

„Das ist eine Mausefalle, wie sie besser nicht sein könnte“, sagte Neumann, und seine Stimme hallte dumpf im Keller wider.

Ich wollte eben meine Taschenlampe wieder einschalten, als ich einen merkwürdigen Geruch wahrnahm. Bevor ich mir darüber klar werden konnte, was ich roch, sagte Neumann schon: „Blut! Da riecht es nach Blut, Herr Hauptmann.“ Unversehens waren wir wieder in die deutsche Sprache zurückgekehrt, obgleich wir uns fest vorgenommen hatten, dies zu unterlassen.

Ich knipste die Taschenlampe an, leuchtete den Boden vor mir ab. Wohin der Lichtstrahl auch traf, nichts als Bruch- und Kleinholz. Auf dem Lehmboden lagen sie - vier Mann in ihrem Blut. Sie rührten sich nicht mehr.

Ein grausiges Bild. Am liebsten hätte ich die Lampe wieder gelöscht und wäre auf und davongegangen.

In der Mitte des Kellerraumes stand ein Tisch, darauf eine Kerosinlampe.

Neumann hatte bereits ein Streichholz angerissen und die Lampe angezündet „Schade um die Taschenlampenbatterie“, erklärte er. „Ich fürchte, die brauchen wir noch notwendig.“

Der Gestank war kaum auszuhalten. Wir nahmen unsere Taschentücher und banden sie vor das Gesicht. Dann stieg ich über den ersten Toten hinweg. Es war ein russischer Sergeant. Sein Körper war abgeknickt.

Beim anderen, der neben ihm lag, war noch genau die linke Gesichtshälfte da, samt Nase, grau, ohne einen Ritzer.

Neumann und ich sahen uns an, von Grauen und Ekel geschüttelt. Wir befanden uns, mit Toten zusammen in einer Kellergruft, wie sie fürchterlicher nicht sein konnte.

Hinten an der Lehmwand stand eine Holzpritsche mit einer stinkenden Pferdedecke darauf. Wir stiegen noch über die restlichen Toten hinweg, wobei Neumann auf dem vom Blut glitschigen Boden beinahe ausgerutscht und zu Fall gekommen wäre.

Dann setzten wir uns auf die Pritsche. Inmitten des Blutgeruchs und der Toten. Diese hatten wohl - anders konnte ich es mir nicht vorstellen - Zuflucht in dem Keller genommen, als das deutsche Artilleriefeuer über die Ortschaft hereingebrochen war.

„Ich muss eine Zigarette rauchen“, stöhnte Neumann plötzlich. Ich weiß nicht, warum ich es ihm verbot. War es eine Vorahnung künftiger Ereignisse oder nur deshalb, weil ich die Luft nicht noch mehr verpesten wollte?

Plötzlich spürte ich es bei meinen Füßen krabbeln. Ratten! Eines der Biester lief Neumann am Stiefel hoch. Er sprang schreiend auf und schleuderte die Ratte von sich, trat mit dem Fuß auf sie, dass sie laut und durchdringend aufquietschte.

Um vor ihnen Ruhe zu bekommen, hockten wir mit angezogenen Beinen auf der Pritsche.

„So - und was jetzt?“ sagte Neumann und blickte mich höhnisch grinsend an. „Eine wirklich aparte Unterkunft, die uns Ihre Katja da besorgt hat.“

„Davon weiß sie nichts“, verteidigte ich die Russin. „Sie weiß wahrscheinlich nicht einmal, dass der Keller einen Volltreffer bekommen hat.“

Neumann zuckte die Schultern. „Das mag schon sein, es ist mir auch egal, Herr Hauptmann. Eines sage ich Ihnen aber: Lange bleibe ich in dieser Totengruft nicht. Außerdem krepieren wir sowieso bald mangels genügenden Sauerstoffs.“ Er deutete mit dem Kopf auf die Kerosinlampe. „Fängt schon an zu flackern: Sauerstoffmangel. Oder wollen Sie hier unten erstickeln?“

Natürlich hatte Neumann Recht. In diesem Rattenloch konnten wir nicht bleiben. Aber andererseits befanden wir uns vorerst einmal in Sicherheit. Wie relativ diese Sicherheit war, sollten wir allerdings bald erfahren.

„Ich schlage vor“, nahm ich das Gespräch wieder auf, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, „wir räumen die Toten beiseite. Und als zweites müssen wir versuchen, Frischluft heranzubringen.“

„Und wohin mit den Toten?“ fragte er gereizt.

„Wir könnten sie in den Gang schaffen und dort vergraben. Dann sind wir auch die Ratten los“, schlug ich vor.

Neumann biss sich auf die Lippen und starre ausdruckslos vor sich hin. Nach einer ganzen Weile erst platzte er heraus:

„Was Besseres fällt Ihnen wohl nicht ein, Herr Hauptmann?“

„Ihnen etwa?“ giftete ich zurück.

„Hauen wir ab“, sagte er. „Bloß raus hier aus dieser Gruft mit dem Blutgestank. Ein Stück weit kommen wir immer. Und wenn es sein muss, verkrümeln wir uns im Gelände. Hier unten, das sage ich Ihnen, schnappe ich über, und dann kann ich für nichts garantieren.“

„Bevor dieser Fall eintritt, knalle ich Sie über den Haufen, Neumann“, sagte ich eiskalt.

Er stierte mich aus rotgeränderten Augen an, und seine Backenmuskeln bewegten sich krampfhaft.

Plötzlich brach ihm der Schweiß auf der Stirn aus. Er sprang von der Pritsche herunter, lief in die eine Kellerecke und erbrach sich.

Mit leichenblassem Gesicht kam er dann wieder zurück und setzte sich neben mich.

„Tut mir leid“, stotterte er und wischte sich den Speichel vom Mund, „ich hab mal wieder die Nerven verloren.“

Ich winkte beruhigend ab und wollte ihm sagen, so schlimm sei das nicht, aber in Zukunft sollte er sich mehr zusammennehmen, als wir Steine die Kellertreppe herunterkollern hörten.

Neumann riss mit erstaunlich gutem Reaktionsvermögen seine Pistole, heraus.

„Die Waffe weg, verdammt!“ zischte ich ihm zu. Mit einem Satz stand ich neben dem Tisch, löschte die Kerosinlampe aus und schaltete meine Taschenlampe ein,

„Da kommt jemand“, flüsterte mir Neumann zu. Er hatte noch immer die Pistole in der Faust. „Die Pistole weg!“ befahl ich ihm wütend. Erst jetzt steckte er sie ins Futteral zurück.

Ich huschte zur Tür hin und lauschte. Deutlich hörte ich das Scharren von Füssen. Dann das Hecheln eines Hundes.

War für Sekunden „Katja kommt“ mein Gedanke gewesen, so wurde mir nun klar, dass die Russen unser Kellerversteck aufgestöbert hatten. Hatte Katja uns verraten?

Ich sträubte mich gegen diesen hässlichen und furchtbaren Verdacht, aber die nackten Tatsachen erhärteten diese Theorie.

„Köter, verfluchter, zieh nicht so an der Leine“, hörte ich einen Russen fluchen. Offenbar von einem Fußtritt heulte der Hund kurz auf, dann sagte eine zweite Stimme. „Pass auf die herunterhängende Kellerdecke auf!“

Schleifende und scharrende Geräusche verrieten mir, dass die Russen auf dem Bauch krochen.

„Eine verrückte Idee, hier herunterzusteigen“, nörgelte der eine Russe, und ich konnte seinen keuchenden Atem hören.

„Der Köter hat eine Witterung“, sagte der erste Russe. Der Hund brach nun in ein heiseres Kläffen aus.

Ich stand an der geborstenen Kellertür und war unfähig, ein Glied zu rühren. Ich war wie gelähmt. Jeden Augenblick konnten die Russen auftauchen.

„Machen Sie wenigstens das Licht aus!“ fauchte mich Neumann an, der plötzlich neben mir stand

Ich knipste die Lampe aus. Mein Kopf dröhnte, mein Gehirn suchte einen Ausweg. Ich sah nur einen Kampf mit den Rotarmisten.

„Jetzt hilft nur eines, wir müssen uns tot stellen“, hörte ich Neumann sagen. „Los, mischen wir uns unter die Leichen.“

Kalte Schauer jagten über meinen Rücken, und ich fühlte, wie mir die Haare zu Berge standen.

Neumann riss mich aus meiner Apathie. Er packte mich an den Schultern und schüttelte mich. „Volle Deckung, Herr Hauptmann!“

Ich handelte rein instinktiv, ohne auch nur einen vernünftigen Gedanken fassen zu können. Wie es vor sich ging, weiß ich nicht mehr, jedenfalls lag ich Sekunden später quer unter zwei toten Russen, das Gesicht in einer Blutlache. Unter dem leichenstarren Arm eines der Toten hindurch konnte ich zur Tür blicken.

Meine nächste Wahrnehmung war der Lichtkegel einer Taschenlampe. Dann stand ein Russe unter der Kellertür, der einen Schäferhund, der winselnde Laute von sich gab, an der Leine hielt.

„Hast du welche gefunden?“ fragte der zweite Russe, den ich nicht sehen konnte, den Hundeführer.

„Da, da“, sagte der mit dem Hund. „Der ganze Keller ist voller Leichen. Wie auf einem Friedhof.“ Er gab die Tür frei, so dass nun auch der andere einen Blick in den Kellerraum werfen konnte.

Offenbar zarter besaitet als der Hundeführer, bekreuzigte sich der Rotarmist.

„Heilige Maria von Kasatschan“, murmelte er, „die stinken schon wie Aas. Lass uns bloß von hier verschwinden, mir ist kotzübel.“

Der Hundeführer - war er misstrauisch oder nur neugierig - ließ den Strahl der Taschenlampe über den von Blut und Leichenwasser glitschigen Boden wandern. Schöpfte er Verdacht? Nein!

„Die sind wirklich alle hin“, konstatierte er. Als der Hund kläffend hochsprang und an der Leine zerrte, brüllte er ihn an. „Drecksvieh, willst du dein Maul halten?“

„Nun mach schon, dass wir wegkommen“, drängte der andere Russe. „Du siehst doch, da ist ein Volltreffer reingegangen und hat sie in Stücke gerissen.“

„Ich krieg' das Kotzen“, stöhnte der zweite. Er drehte sich um und verschwand. Dann erbrach er sich würgend.

„Dummer Hund, du wirst noch mehr Blut zu sehen kriegen“, wurde er von dem Hundeführer ausgescholten, der sich ebenfalls zurückzog.

Wir hörten sie noch eine Weile schimpfen und fluchen und den Hund winseln, dann krochen sie die Kellertreppe hinauf, und es wurde wieder still.

Wir warteten noch ein paar Minuten. Als alles ruhig blieb, krochen wir unter den Toten hervor. Neumann zündete die Kerosinlampe an, und wir konnten nun unser Äußeres in Augenschein nehmen.

„Wir sehen wie Metzger in einem Schlachthof aus knurrte Neumann und streckte angeekelt die blutigen und von Lehm beschmutzten Hände von sich. „Und das Schlimmste ist: So können wir unmöglich unter die Menschen. Was machen wir jetzt?“

„Ein Vollbad nehmen!“ sagte ich bissig.

„Womöglich bei Ihrer schönen Katja, wie?“ erwiderte er höhnisch.

„Sie sind ja bescheuert, Neumann“, sagte ich in ruhigem Ton. „Was hat die Russin mit dieser Sache zu tun?“

„Ich denke doch allerhand. Denn wieso kamen die Russen sonst in dieses Loch?“

„Sie suchten nach Verschütteten oder Verwundeten, das ist doch klar“, erklärte ich.

„Wahrscheinlich hat der Feuerüberfall enorme Verluste gekostet.“

Er gab sich mit dieser Erklärung zufrieden, aber ich sah es ihm an: Ganz war sein Misstrauen gegen Katja noch nicht beseitigt.

Da wir in unserem Zustand ohnehin nicht nach oben konnten, blieb uns keine andere Möglichkeit, als den verschütteten Kellerraum so gut es ging wenigstens für einige Stunden bewohnbar zu machen.

Als erstes schleppten wir die Leichen aus dem Keller und vergruben sie oben in den Ruinen, wobei wir nicht viel Zeit verschwenden durften. Danach deckten wir den Boden mit Erde und Steinen ab und stützten mit zwei Balken notdürftig das Kellergewölbe.

Das war eine verflucht harte Arbeit und dauerte eine ganze Weile. Wie lange wir damit zubrachten, uns einigermaßen häuslich einzurichten, konnten wir nicht feststellen, da unsere beiden Uhren stehen geblieben waren.

Um vor Überraschungen sicher zu sein, entschlossen wir uns, abwechselnd Wache zu schieben. Und zwar oben am Kellereingang, von wo wir auch den Funkwagen beobachten konnten.

Neumann erbot sich, die erste Wache zu übernehmen, aber ich nahm dieses Angebot nicht an, weil ich damit rechnete, dass irgendwann einmal Katja auftauchen würde. Die Hundestreife hatte sich sicherlich bei dem Funkwagen erkundigt, ob es in der Nähe verschüttete Keller gab. Warum nur - so fragte ich mich - hatte Katja die Streife nicht von uns ferngehalten?

In der festen Überzeugung, Katja bald zu sehen und eine Erklärung dafür zu erhalten, übernahm ich die Wache. Neumann sollte, soweit ihm das möglich war, eine Stunde schlafen.

Nach gar nicht langer Zeit kam er aber zurück und, stöhnte: „In diesem Mief dort unten erstickt ich. Das hält kein Mensch aus. Entweder, wir kriegen Frischluft nach unten oder ich bleibe keine Minute mehr in dem Loch.“

„Dann bleiben Sie eben auch hier“, sagte ich mürrisch. Wenn es nicht wegen Katja gewesen wäre, hätte ich mich aufs Ohr gehauen. Der anstrengende Tag lag mir gewaltig in den Knochen.

„Aber wenn die Russin kommt, verschwinden Sie“, befahl ich ihm.

Er sah mich von der Seite argwöhnisch an. „Warum halten Sie mich von dem Mädchen fern, Herr Hauptmann? Das geht mir schoneigentlich eine Weile durch den Kopf.“

Jetzt platzte mir der Kragen. Wütend fuhr ich ihn an: „Warum wohl, Sie Grünschnabel? Damit Sie ihr nicht in die schönen grauen Augen gucken können, wie? Strengen Sie mal Ihren Grips ein bisschen an, Neumann.“

„Werden Sie doch nicht gleich so ärgerlich sagte er betreten.

„Es gibt bei uns ein Gebot, eines der wichtigsten überhaupt, und Sie kennen das ebenso gut wie ich, Neumann. Es lautet: Jeder darf nur soviel wissen, wie für seinen Auftrag unbedingt notwendig ist. Es genügt vollauf, dass Katja mich und ich Katja kenne, wenn's darauf, ankommt und alles schief geht. Sie sollen und Sie dürfen nichts wissen, verstanden?“

„Heiliger Strohsack, daran dachte ich nicht“, knurrte er zerknirscht.

„Los, hauen Sie sich irgendwo zwischen die Trümmer und versuchen Sie ein wenig zu schlafen. Es kann noch dicker kommen, und dann brauchen wir unsere Kräfte.“

„Lieber würde ich ein bisschen herumstromern und mich in der Gegend umsehen“, erklärte er mir zu meiner Überraschung.

„Ja“, sagte ich spöttisch, „womöglich in diesem Aufzug, Sie dämlicher Kerl.“

Da ging die Tür des Funkwagens auf. Ein schmaler Lichtschimmer fiel auf den Schutt, der sich vor dem Wagen auftürmte.

„Deckung! Und nicht bewegen!“ raunte ich Neumann zu.

Unter der Tür des Funkwagens erschien - Katja. Sie war noch immer voll angekleidet, obwohl es inzwischen sicherlich schon spät geworden war, und blickte sich um. Dann rief sie etwas in das Wageninnere und stieg langsam die Eisenleiter herab.

An der uns zugekehrten Seite der Funkstelle entlanggehend, machte sie sich an einer Halterung zu schaffen und hatte plötzlich einen Gegenstand in der Hand, der wie ein Benzinkanister aussah. Nochmals nach allen Seiten ausspähend, lief sie dann rasch ein paar Schritte in unsere Richtung und stellte den Gegenstand auf den Boden ab. Sie kehrte sofort um und verschwand wieder in der Funkstelle.

„He, was hat sie denn da hingestellt?“ fragte Neumann: Offenbar hatte er von seinem Platz aus nicht alles genau sehen können.

„Wird 'ne Bombe sein“, erwiderte ich sarkastisch. „Los, Neumann, holen Sie das Ding her. Aber seien Sie vorsichtig!“

Auf allen vieren kriechend, bewegte er sich zu der Stelle hin, wo der Kanister zwischen Mauerresten und Schutt stand. In gleicher Weise kehrte er schnaufend und ächzend zurück.

„Ist ein voller Benzinkanister“, schnappte, er nach Luft. Einen Zwanziliter-Kanister kriechend zu befördern, war eine schwere Arbeit, auch für einen kräftigen Mann wie Neumann. „Ich frage mich nur, was wir damit anfangen sollen.“ Er konnte manchmal von umwerfender Naivität sein.

„Danken Sie dem Himmel, dass er dem Mädchen mehr Verstand gegeben hat als Ihnen“, konnte ich mich nicht verkneifen zu sagen. „Mit Wasser allein brächten wir das Blut und den Dreck wohl kaum weg.“

„Ich bin wirklich ein dämlicher Ochse“, brummte er einsichtsvoll. „Dem Mädchen muss ich wohl vieles abbitten, wie?“

Wir packten den Kanister und suchten uns in den Trümmern eine Stelle, wo wir einigermaßen sicher vor einer Entdeckung waren. Dann öffneten wir den Kanister, in dem sich tatsächlich Benzin befand.

Mit unseren Taschentüchern begannen wir sodann, uns gründlich mit Benzin zu reinigen und entfernten auch die größten Flecken auf unseren Uniformen. Zwar blieben immer noch Spuren von Blut und Dreck zurück, aber dafür hatten wir notfalls eine plausible Erklärung, nämlich die: dass wir bei dem Feuerüberfall verschüttet worden waren. Leute, die in einer solchen Lage waren, konnten aber wohl kaum wie Paradesoldaten aussehen.

Nach dieser Generalreinigung fühlten wir uns bedeutend wohler, wenn wir auch ziemlich stanken. Aber dieser Geruch würde sich bald verflüchtigen.

---

Den Kanister, der fast leer war, brachte ich selber dahin zurück, wo Katja ihn für uns abgestellt hatte. Ein paar Meter weiter nach rechts türmte sich ein etwa drei Meter hoher Schuttberg auf, von dem aus man einen Blick ins Innere der Funkstelle werfen konnte.

Kaum der tödlichen Gefahr entronnen, ritt mich schon wieder der Teufel. Ich wollte versuchen, herauszubekommen, was in der Funkstelle los war. Ungeachtet des Risikos, das ich eventuell einging, kroch ich an den Schuttberg heran und kletterte von rückwärts auf ihn hinauf. Dann hob ich vorsichtig den Kopf, und meine Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Ich konnte ins Innere der Funkstelle schauen. Mein Blickfeld umfasste genau den Funktisch, vor dem ein Rotarmist saß und eifrig den Taster betätigte. Neben dem Funker stand Katja, mit einem Meldeblock in der Hand, auf den sie Zeichen schrieb. Vermutlich dechiffrierte sie eben einen Funkspruch.

Die Funkstelle war also vorzeitig in Betrieb genommen worden. Der Sergeant jedoch gehörte entweder zur regulären Funkwagenbesatzung oder er war Katja als Hilfe zugewiesen worden. Von Matrossow war nichts zu sehen. Er war demnach noch nicht zurückgekehrt.

Mit dieser für uns unbedeutenden oder bedeutenden Wichtigkeit kehrte ich zu Neumann zurück. Ich informierte ihn kurz und wir beratschlagten, was nun zu tun sei.

Neumann, jetzt von einer geradezu erstaunlichen Unternehmungslust erfüllt, machte den Vorschlag, einer von uns sollte doch noch einmal das Dorf erkunden und feststellen, was inzwischen alles an neuen Einheiten, eingetroffen war. Dass sich allerhand regte in der Ortschaft, konnten wir schon daran erkennen, dass pausenlos Motorenlärm zu vernehmen war. Es entzog sich allerdings unserer Kenntnis, ob Fahrzeuge ins Dorf fuhren oder aus dem Dorf hinaus.

Ich überlegte mir Neumanns Vorschlag reiflich und kam schließlich zu dem Entschluss, seinem Vorschlag zu zustimmen. Eine Sondierung der Lage konnte schließlich nicht schaden. Ich vergatterte ihn dahingehend, dass er bei seinem Erkundungsgang unter keinen Umständen ein Risiko eingehen sollte.

Es wäre mir lieber gewesen, wenn wir zu zweit losgezogen wären, aber wegen Katja erschien es mir ratsam, hierzubleiben.

Nachdem ich noch einmal Neumanns Äußeres in Augenschein genommen und festgestellt hatte, dass es keinen Anlass zur Besorgnis gab, ließ ich ihn ziehen.

Sorge bereitete mir nur die Tatsache, dass wir nicht die Parole für diese Nacht wussten, aber Neumann versicherte mir, er werde ganz sicher eine Möglichkeit finden, die Lösung zu erfahren.

Wir kamen überein, dass Neumann eine Stunde wegleben sollte. Da wir keine genaue Uhrzeit besaßen, stellten wir die Uhren einfach auf dreiundzwanzig Uhr.

Als er fort war, stieg ich erneut in den Keller hinab und machte mich bei dieser Gelegenheit auch gleich mit der näheren Örtlichkeit vertraut. Dabei stieß ich auf die nicht uninteressante Tatsache, dass das Haus zwei Eingänge besessen hatte und somit auch der Keller einen Hinterausgang haben musste.

Äußerst behutsam machte ich mich an die Arbeit, diesen zweiten Ausgang zu finden. Wie sich herausstellte, war dies gar nicht schwierig. Ich musste lediglich Teile einer herabgestürzten Mauer beseitigen, um in jenen Kellergang zu kommen, der zum nördlichen Ausgang führte.

Über meine Entdeckung war ich begreiflicherweise äußerst zufrieden, denn sie eröffnete uns für den Notfall einen Fluchtweg. Zum anderen konnten wir durch den entdeckten Gang etwas Frischluft in unser Versteck zuführen.

Ohne dass es mir eigentlich zu Bewusstsein kam, richtete ich mich seelisch auf einen längeren Aufenthalt im Dorf ein. Durch dieses Verhalten wurde aber auch

wieder mein „Jagdsinn“ erweckt. Wenn wir schon möglicherweise gezwungen waren, in einem Rattenloch Zuflucht zu nehmen und uns vorerst den Weg zurück zur eigenen Front versperrt war, dann - so nahm ich mir jedenfalls vor - wollte ich aber auch die Zeit nutzen und möglichst viel vom Feind in Erfahrung bringen. Ich hoffte, dass es mir gelang, aus Katja einige wichtige militärische Details herauszubringen.

Doch es kam wieder einmal anders.

Als ich mich, vorsichtig bewegend, den verschütteten Kellergang hinaufstieg, hörte ich oben einen Wagen vorfahren.

Kam der NKWD-Major zurück? Ich beeilte mich und stieß in der Hast gegen loses Mauerwerk, das nachgab und polternd einstürzte, wobei die Trümmer teilweise den Gang wieder zuschütteten.

Mir fuhr der Schreck derart durch die Glieder, dass ich mit zitternden Knien stehen blieb. Es wurde mir flau im Magen und die Angst, oben könnte man das Gepolter gehört haben, lähmte mich für Sekunden.

Doch dann sagte ich mir, dass in dieser Nacht wohl mehr Gemäuer zusammenfiel, so dass die von mir verursachten Geräusche wohl kaum Beachtung finden würden.

Dennoch klopfte mein Herz bis in den Hals hinauf, als ich das Freie erreichte und gebückt, hinter Trümmern kauernd, einen Blick zum Funkwagen hinüberwarf.

Es war Matrossow. Er war mit einem Geländewagen gekommen, und in seiner Begleitung befanden sich noch zwei andere Offiziere.

Nachdem Matrossow dem Fahrer den Befehl gegeben hatte, zu warten, verschwanden die drei Offiziere in der Funkstelle.

Irgendetwas musste vorgefallen sein, denn sie schienen mir nervös.

Ich bereute schon, Neumann erlaubt zu haben, auf Erkundung wegzugehen. Seufzend warf ich einen Blick auf meine Armbanduhr: Dreißig Minuten waren erst vergangen. Erforderte die Lage einen raschen Entschluss, war ich durch Neumanns Abwesenheit gehandikapt.

In der Funkstelle ging es recht lebhaft zu. Eine Unterhaltung zwischen den Offizieren und Katja schien im Gang zu sein, wobei diese mit den Ansichten der Männer anscheinend nicht übereinstimmte, denn ich hörte des Öfteren ihre Stimme die der anderen übertönen.

Es reizte mich, Lauscherposten zu beziehen, und vielleicht hätte ich es auch getan. Aber in diesem Augenblick kam die Streife mit dem Hund zurück.

Um nicht doch noch entdeckt zu werden, zog ich es vor, wieder in den Keller zu verschwinden. Um noch etwas von den Geräuschen oben mitzubekommen, ging ich jedoch nicht in den Kellerraum zurück, sondern blieb in der Nähe der verscharrten Leichen lauschend stehen.

Das hätte ich besser nicht tun sollen. Die Ratten, diese verfluchten Biester, hatten mit sicherem Instinkt den Platz gefunden, wo Neumann und ich die Toten verscharrt hatten. Jetzt fielen sie in Scharen über die Leichen her, die wir ja nur sehr notdürftig mit Schutt bedeckt hatten.

Ich musste zuhören, wie die an den Toten zerrenden Ratten knabberten und schmatzten. Eine hatte mich entdeckt, stellte sich auf die Hinterbeine und schnupperte an meinen Stiefeln. Mit einem wütenden Fußtritt schleuderte ich die Ratte von mir. Sie quietschte durchdringend. Die anderen, die ebenfalls neugierig näher gekommen waren, sausten an die gegenüberliegende Kellerwand und pfiffen wütend.

Nach einer Weile kamen sie wieder, sie ließen, sich einfach nicht abhalten, obwohl ich mit Steinen nach ihnen warf. Ich wischte zum Kellerraum zurück. Sie liefen hinterher. Ich hörte, wie sie raschelten und quietschten. Es mussten viele sein. Oder war ich schon verrückt geworden und bildete mir das nur ein?

Ich schaltete meine Taschenlampe ein, leuchtete den Boden ab. Ich hatte mich nicht geirrt. Sie kamen in Scharen. Ich roch, wie sie stanken und spürte, wie sie mich aus ihren scharfen runden Augen belauerten.

Hätte ich es gekonnt und wäre ich nicht inmitten der Russen gesessen, ich würde mit meiner Pistole um mich geschossen haben. So aber blieb mir nichts anderes übrig, als mich ganz in den Kellerraum zurückzuziehen.

Mit den Nerven völlig fertig, setzte ich mich auf die Holzpritsche und zwang mich zur Ruhe. Allmählich forderten der überanstrengte Körper und die strapazierten Nerven ihren Tribut. Es war mir klar, dass ich wenigstens für einige Stunden zur Ruhe kommen musste, wenn ich nicht durchdrehen wollte.

Unentwegt auf die Armbanduhr starrend und die Rückkehr Neumanns sehnlichst herbeiwünschend, saß ich mit angezogenen Knien da und zählte die Sekunden, die Minuten.

Da - scharrende Geräusche im Kellergang. Es kam jemand. War es Neumann? Katja? Oder die Russen?

Mit einem Satz sprang ich auf den Lehmboden, riss die Pistole heraus und drückte mich eng neben die zerborstene Kellertür.

Da ich keine Stimmen vernahm, sondern nur das hastige Schlüpfen von Schritten, schieden Neumann oder die Russen aus.

Kam Katja? Aber sie war eben doch noch im Funkwagen gewesen?

Jetzt hörte ich das rasche Atmen eines Menschen und dann die zaghafte Stimme der Russin, die meinen Vornamen leise rief.

Mir fiel ein Stein von der Seele.

„Katja! Hier bin ich!“ wies ich ihr die Richtung und schaltete die Taschenlampe ein.

Ich sah sie durch den verschütteten Gang stolpern. Als sie an jene Stelle kam, wo die Kellerdecke herunterging, warnte ich sie und sagte ihr, dass sie kriechen müsse.

Geschmeidig wie eine Schlange schlüpfte sie unter dem Hindernis hindurch und stand Sekunden später, völlig außer Atem und mit wachsbleichem Gesicht vor mir. „Gut, dass ich gefunden habe dich“, erklärte sie, nach Luft ringend. „Wir haben nicht viel Zeit. Wir müssen schnell miteinander reden.“

„Sprich russisch, das geht leichter“, forderte ich sie auf. „Warte, ich zünde die Lampe auf dem Tisch an.“

Während ich das Streichholz anriß, fragte ich sie, ob oben die Luft sauber sei.

Sie nickte. „Ja! Matrossow ist wieder weggefahren, aber er kommt bald zurück. Ich muss dir erzählen, was geschehen ist.“

Da sie am ganzen Leibe zitterte und ihre Zähne wie im Fieber aufeinander schlügen, befürchtete ich, dass sie mir eine Hiobsbotschaft überbringen würde.

„Sind sie uns auf der Spur?“ erkundigte ich mich und versuchte, meiner Stimme einen ruhigen Klang zu verleihen.

„Njet“, stieß sie hervor. „Es ist etwas anderes ...“ Sie hielt inne, und ich sah, dass sie dem Weinen nahe war.

„Setz dich auf die Pritsche und nimm dich zusammen“, befahl ich ihr.

Ich hatte die verdammte Lampe endlich soweit, dass sie brannte. Aber lange machte sie es bestimmt nicht. Als ich sie schüttelte, merkte ich, dass nur noch wenig Kerosin darin war.

„Also?“ Ich nickte ihr aufmunternd im. Aus Sicherheitsgründen blieb ich nahe der Tür stehen, so dass ich verdächtige Geräusche jederzeit sofort wahrnehmen konnte.

„Matrossow war eben da berichtete Katja mit ihrer dunkel, gefärbten, immer etwas heiseren Stimme, die mich einmal so fasziniert hatte. „Er sagte, man hätte die Offensive um acht Tage verschoben. Ich sagte, das interessiere mich wenig. Darauf lachte er und meinte Das wird dich schon noch interessieren, mein Täubchen, wenn

du erfahren hast, welche Konsequenzen sich daraus ergeben. In seiner Stimme war etwas, was mich aufhorchen ließ, verstehst du?"

„Ja", sagte ich, „aber fasse dich kurz Katja!"

„Entschuldige bitte", sagte sie, „ich bin ganz durcheinander. Da er mich so spöttisch anblickte, verlor ich die Geduld, ich schrie ihn an: Lass die Katze aus dem Sack. Ich hatte mir so etwas ihr gegenüber noch nie erlaubt. Er sah mich einen Moment an, als wollte er mich schlagen, dann aber sagte er nur ganz ruhig: Man hat höheren Orts über dich verfügt. Du wirst als Agentin nach drüben geschickt. Ich hätte wohl erschrecken sollen, aber das tat ich nicht, weil nun, du kannst es dir denken. Er schien meine Gedanken erraten zu haben, denn er lächelte böse und sagte dann: Die Front zu wechseln, dazu wirst du keine Gelegenheit haben, mein Täubchen, denn du gehst nicht allein zu der Hitlerbrut. Jetzt starnte ich ihn erschrocken an. Nicht allein? sagte ich. Was willst du damit sagen? Er lachte mir ins Gesicht. Ich gehe mit. Wir beide führen diesen ehrenvollen Auftrag aus, sagte er."

Sie hatte die letzten Sätze immer schneller gesprochen, als müsste sie eine gewaltige Last loswerden.

Ich brauchte eine ganze Weile, bis ich diese Nachricht verdaut und mir meine eigenen Gedanken gemacht hatte.

„Ich will aber keine Spionin mehr sein", brach es dann aus ihr hervor. „Nein, nein, nein. Nie mehr, nie mehr. Du musst mir helfen. Bitte, hilf mir!"

Sie war aufgesprungen und hatte sich mir an den Hals geworfen. Ihr Körper wurde von einem herzzerreißenden Schluchzen geschüttelt, und ihre Tränen netzten meine Wangen.

„Ich habe so Furchtbare erlebt damals, als ich für euch arbeitete und sie mich - nein!" Sie löste sich aus meinen Armen, trat zurück, bis an die Kellerwand. „Das mache ich nicht mehr mit, hörst du?" schrie sie hysterisch. „Ich erschieße mich eher"

„Hör zu, Katja", versuchte ich sie zu beruhigen. „Das wichtigste ist jetzt: Du darfst nicht die Nerven verlieren. Mir wird etwas einfallen. Ganz sicher wird mir ein Ausweg einfallen."

„Dieses Schwein, dieses gemeine Schwein", murmelte sie, und wieder wurde sie von einem Weinkampf geschüttelt.

„Er ist zu feige, es allein zu machen. Er wird mich als Köder benützen und im Hintergrund bleiben. Und mich werden die Deutschen schnappen."

Sie tat mir leid und ich fühlte mit ihr, was sie in diesem Moment ausstand; denn genau dieses Schicksal erwartete sie vermutlich. Matrossow, würde sie als Köder benützen und notfalls verraten, sich selbst aber rechtzeitig zu den Partisanen absetzen. Vielleicht wollte er sie auf diese Weise loswerden. Ich glaubte nicht einmal, dass seine vorgesetzte Dienststelle überhaupt den Befehl gegeben hatte, das Mädchen mitzunehmen.

Wie ich sie so vor der Wend stehen sah, wie ein gehetztes weidwundes Tier, brach die alte Leidenschaft wieder in mir durch.

Ich ging zu ihr hin und nahm sie in die Arme. Sie ließ es widerstandslos geschehen. Dann presste sie sich an mich und küsse mich mit einer Wildheit, die mir den Atem nahm.

„Hier hast du also dein Liebesnest, du Hure", sagte in diesem Moment, als ich Katja gerade an mich ziehen wollte, in meinem Rücken eine Stimme, die ich kannte und die mich wie ein schmerzhafter Peitschenhieb traf.

Ich wirbelte herum. Katja wurde gegen die Wand geschleudert und stieß einen spitzen Schrei aus.

Vor mir aber stand Major Matrossow. Breitbeinig, den schweren Oberkörper nach vom gebeugt. In der Faust hielt er den Armeerevolver, dessen Lauf; auf meinen Bauch gerichtet wer

„Sieh einer an“, hörte ich ihn mit vor Spott krächzender Stimme sagen, „der Genosse Brigadekommandeur.“ Zwei große Schritte, und er stand dicht vor mir und berührte meinen Nabel mit dem Revolverlauf.

„Dreckskerl!“ zischte er mir zu. „Geht zu den Ratten, um zu h ...“

Ich wusste, dass jetzt nur äußerste Kaltblütigkeit mein Leben retten konnte.

„Zuerst nehmen Sie einmal das verfluchte Schießeisen weg“, sagte ich, „und dann werde ich Ihnen eine Erklärung geben.“

„Das könnte Ihnen so passen“, herrschte er mich blind vor Wut an.

„Hören Sie, Genosse Major, nehmen Sie Vernunft an“, forderte ich ihn auf. „Ich bin genauso wie Sie Stabsoffizier. Und wenn Sie eine Dummheit machen, kann es Sie den Kopf kosten. Auch wenn Sie dem NKWD angehören, verstehen Sie? Gut - ich gebe zu, dass es nicht gerade sehr geschmackvoll war, Ihnen das Mädchen auszuspannen. Aber ...“

Er unterbrach mich mit einem schrecklichen Fluch und schrie mich an:

„Maul halten! Treten Sie an die Wand. Neben dieses Stück Dreck von Weib! Vorwärts! Dawai!“

Es wurde ernst, bitterernst sogar, das sah. ich seinen tückischen Augen an.

„Sie werden Scherereien bekommen“, versuchte ich es noch einmal.

Er verpasste mir blitzschnell einen schmerzhaften Tritt in den Unterleib, der mich wie einen Ball gegen die Wand fliegen ließ. Mich vor Schmerzen krümmend, versuchte ich auf die Beine zu kommen, aber, da trat er mir mit dem Stiefel ins Gesicht, dass ich Sterne vor den Augen sah.

„Lass ihn in Ruhe!“ schrie. jetzt Katja mit wilder, sich überschlagender Stimme. „Wenn du ihn umbringst, melde ich alles dem Oberkommandierenden. Alles, hörst du, alles, alles!“

„Schweig!“ herrschte er sie an. „Zu einer Meldung, mein Täubchen, wirst du gar keine Gelegenheit mehr haben, denn wir verlassen in einer halben Stunde diese verdammte Ortschaft.“

Mir war klar, dass ich nicht mehr den Hauch einer Chance hatte, mit dem Leben davonzukommen. Dieser NKWD-Major würde mich kaltblütig über den Haufen schießen und meine Leiche in den Trümmern verscharren. Er konnte das umso unbedenklicher tun, als er außer Katja - und diese zählte nicht, weil er ja Mittel besaß, um sie zum Schweigen zu bringen - keine Zeugen für den Mord hatte.

Der einzige Mensch, der mich hätte retten können, wäre Neumann gewesen. Aber die Stunde, die wir vereinbart hatten, war ganz bestimmt noch nicht um.

Auf die Uhr sehen konnte ich nicht, weil ich unglücklicherweise gerade auf dem Arm lag, an dessen Handgelenk die Uhr saß. Mich zu bewegen wagte ich nicht, weil ich befürchten musste, dass Matrossow abdrückte.

Vielleicht hätte ich sogar gebetet in diesen schrecklichen Sekunden. Aber mir fiel kein Gebet ein.

Ich hätte auch gar keine Zeit mehr gehabt, Gott um Rettung anzuflehen, wie man so sagt. Matrossow schien entschlossen zu sein, die Sache zu Ende zu bringen. Er trat einen Schritt zurück und richtete den Revolverlauf auf meine Brust.

Katja, die offenbar wusste, zu was er fähig war, stieß sich mit einem wilden Schrei von der Wand ab und stellte sich zwischen ihn und mich.

„Ja, bring ihn um“, schrie sie ihn an und breitete die Arme aus. „Töte ihn, aber dann töte mich auch, du verfluchter Mörder!“

Gerade aber diese leidenschaftliche Aufforderung brachte ihn noch mehr in Wut, schloss er doch daraus, dass zwischen uns mehr war, als nur die Flüchtigkeit einer ohnehin makabren Liebesstunde, die es ja gar nicht gegeben hatte.

Mit dem linken Arm schleuderte er sie gegen die Kellerwand.

„Scher dich zum Teufel!“ brüllte er sie hasserfüllt an.

Wie von der Sehne geschnellt, flog sie auf ihn zu, und er hatte Mühe, dem wütenden Aufprall ihres Körpers standzuhalten.

Mich mit ihrem Leib abdeckend, rang sie mit ihm und zog ihm die Fingernägel durch das Gesicht, dass er vor Zorn und Schmerzen aufbrüllte.

Ich nahm meine ganze Willenskraft zusammen, verbiß die bohrenden Stiche in meinem Unterleib, und sprang vom Boden auf. Ich hatte nur die eine Chance, das war mir klar, denn Matrossow würde Katja über kurz oder lang abschütteln. Und voller Wut, wie er war, würde er sofort handeln.

Die beiden hatten sich buchstäblich ineinander verbissen, sie rangen keuchend miteinander, wobei Katja versuchte ihm, den Armeerevolver zu entwinden.

Aber dieser NKWD-Major besaß Bärenkräfte. Er bekam sie plötzlich an den Hüften zu fassen, wobei ihm der Revolver aus der Hand fiel, hob sie hoch und schleuderte sie erneut gegen die Kellerwand, dass ich meinte, sie würde sich das Genick brechen.

Doch geschmeidig wie eine Katze hatte sich Katja wieder aufgerafft und stürzte erneut auf ihn los.

Jetzt aber drang ich bereits auf ihn ein. Ich versuchte ihn mit einer Serie von wilden Schwingern einzudecken. Da ihm das Blut von der Stirn über die Augen lief, konnte er nur schlecht sehen. Dennoch stand er wie ein Fels und blockte meine Schläge ab. Er besaß sogar noch die Geistesgegenwart, in die Nähe des Revolvers zu gelangen, bevor Katja sich der Waffe bemächtigen konnte. Noch ein Schritt, und sein Fuß stand auf der Waffe.

Er fletschte die Zähne wie ein Wolf, und seine Augen blickten mich hasserfüllt an. Da landete ich eine Gerade mitten in seinem Gesicht. Mir platzte die Haut an den Handknöcheln, er aber schüttelte nur den Kopf. Wirkung zeigte mein Schlag überhaupt nicht. Und dann drang er auf mich ein. Die sich dazwischenwerfende Katja streckte er mit einem Hieb seiner flachen Hand zu Boden. Diesmal blieb das Mädchen liegen und stöhnte nur vor sich hin.

Sein erster Hieb traf mich oberhalb der linken Augenbraue. Da ich aber instinkтив den Kopf zurückgenommen hatte, bekam ich nicht die ganze Wucht dieses Schlagess mit. Dennoch taumelte ich einige Schritte zurück, und diese Atempause genügte ihm, sich des Revolvers zu bemächtigen.

Instinkтив warf ich mich zur Seite, als er die Hand mit dem Revolver hob, und ich wusste, dass dies meine letzte Reaktion war.

In diesem Augenblick, als ich keinen Heller mehr für mein Leben gab, tauchte plötzlich hinter dem Russen, der Schatten eines Mannes auf. Er hielt in den hochgereckten. Fäusten einen großen Stein.

Sekunden später gab es ein krachendes Geräusch, und Matrossow lag mit zerschmettertem Schädel am Boden.

Die Lage hatte Neumann gerettet. Glücklicherweise war er rechtzeitig zurückgekommen.

Jetzt stand er, noch bleich und erregt unter dem Eindruck des eben Geschehenen, über dem Toten und starre auf diesen herab. Er schüttelte den Kopf, als könnte er es nicht glauben, wem er gerade mit dem Stein den Schädel eingeschlagen hatte.

„Ist das nicht ...?“ hörte ich ihn flüstern.

"Ja, es ist Matrossow", keuchte ich, noch ganz benommen von den Schlägen des NKWD-Majors. In meinem Kopf brauste es und eine furchtbare Schwäche breitete sich vom Magen aus über meinen Körper, so dass ich Mühe hatte, nicht einfach umzukippen.

Neumanns Blick ging hinüber zu der Russin, die am Boden lag und vor sich hinstöhnte.

„Was ist denn mit ihr?“ fragte er und kniff die Augen zusammen. „Die ganze NKWD-Belegschaft vollzählig hier unten versammelt. Wenn das nicht komisch ist. Ihr ist wohl übel geworden, was. Hat sich die Chose wohl anders vorgestellt.“

Da er keine Ahnung von den wirklichen Zusammenhängen hatte, verkannte er die Situation gründlich.

„Habe ich Sie nicht immer vor diesem Weibsbild gewarnt, Herr Hauptmann?“ erklärte er vorwurfsvoll.

Ich winkte ab und wollte es ihm erklären, was sich in der Zwischenzeit ereignet hatte. Doch kam ich nicht mehr dazu, weil ich auf einmal eine merkwürdige Leere im Hirn spürte.

Ich versuchte, mich aufzurichten, aber es ging nicht. Ich wankte, und dann versank ich in ein tiefes Dunkel. ,

Als ich nach einiger Zeit wieder die Augen aufschlug, lag ich auf der stinkenden Pritsche. Katja und Neumann beugten sich über mich.

„Hol's der Kuckuck, ich glaube, ich habe schlappgemacht“, sagte ich mit einem eingefrorenen Grinsen.

Neumann nickte. „Sieht so aus, Herr Hauptmann. Wie fühlen Sie sich jetzt?“.

„Wie aus dem Verkehr gezogen“, knurrte ich und versuchte mich aufzurichten. Es ging ganz gut, nur mein Kopf dröhnte wie eine Orgel

„Wie lange war ich bewusstlos?“ fragte ich Neumann besorgt.

„Knappe fünf Minuten“, erwiderte er. „Ich befürchtete schon Schlimmeres.“

„Ich hole dir etwas zu trinken“, sagte Katja, „das wird dich wieder auf die Beine bringen.“

Ich winkte ab. „Bring dich nicht in Gefahr“, warnte ich sie. Aber sie schlüpfte bereits durch die Kellertür und war verschwunden.

Neumann blickte ihr nach. „Ich habe mich doch in ihr getäuscht“, sagte er.

„Hat sie, Ihnen alles berichtet?“ erkundigte ich mich.

Er nickte. „Ja, sie hat. Das ist eine ganz schöne Schweinerei, wie? Ich hab' mir inzwischen den Kopf zerbrochen, wie es weitergehen soll.“

„So?“ sagte ich und bewegte meine Kiefer, die von den Schlägen Matrossows schmerzten, als wären mir ein Dutzend Zähne gezogen worden.

Neumann wischte sich verlegen mit dem Handrücken über den Mund. „Ich glaube, Herr Hauptmann“, sagte er dann unsicher, „diesmal sitzen wir ganz schön dick drin.“

„Ich dachte, Sie hätten sich Gedanken darüber gemacht, wie es weitergehen soll?“ wandte ich mich an ihn.

Er zuckte die Schultern. „Ja, schon, doch es kam nichts Vernünftiges dabei heraus.

„Nur nichts überstürzen“, beruhigte ich ihn. „Übrigens: Was ist in der Ortschaft los?“

Er setzte sich auf die Pritschenkante, ließ aber den Kellereingang nicht aus den Augen.

„In der Ortschaft spielen sie ‚wilde Sau‘, Herr Hauptmann“, berichtete Neumann. „Es geht alles drunter und drüber, und es sieht ganz so aus, als verlegten die Russen. Die Panzer sind schon abgehauen.“

„Und die Flak?“

„Baut auch ab“, erwiderte er. „Und nördlich der Ortschaft rollte es und rollt es in Richtung russische HKL. Da braut sich ganz schön was zusammen.“

„Haben Sie genaue Uhrzeit, Neumann?“ erkundigte ich mich.

Er nickte. „Ja, von der Russin. Es ist jetzt gleich zwanzig nach eins.“

Mein Blick fiel auf den toten NKWD-Major. Bei seinem Anblick erinnerte ich mich plötzlich wieder daran, was mir Katja erzählt hatte. Sollte der NKWD-Major nicht über die Linien gehen, um die, deutsche Abwehrbereitschaft auszukundschaften?

Wie ein elektrischer Funke zuckte eine Idee in meinem Hirn auf.

Matrossow war tot. Er konnte den Geheimauftrag nicht mehr ausführen. Niemand außer Neumann, mir und Katja wusste aber, dass Matrossow nicht mehr lebte.

Wenn wir nun anstelle von Matrossow den Auftrag übernahmen?

Die Kühnheit dieses Gedankens, verschlug mir selbst den Atem, aber war das nicht unsere einzige Chance, wieder die eigenen Linien zu erreichen?

Die Idee berauschte mich und nahm bereits klare Formen in meinem Kopf an. Ich wurde mit einemmal wieder munter.

„Neumann, räumen Sie dem Toten die Taschen aus!“ befahl ich.

Er sah mich verständnislos an.

„Los, Mann, röhren Sie sich“, sagte ich ungeduldig. „Alle Taschen umkrempln, schnell, Neumann!“

Neumann, der mich wohl wieder für verrückt hielt, machte sich kopfschüttelnd an die Arbeit. Er beförderte allerlei Zeug aus Matrossows Taschen. Darunter gefälschte deutsche Papiere und einen russischen Propusk<sup>19)</sup>, der Neumann einen leisen Pfiff entlockte.

„Sehen Sie sich das mal an, Herr Hauptmann“, sagte er erregt und überrascht. „Damit können wir, glaube ich, eine Menge anfangen.“ Er gab mir den russischen Ausweis.

Es war ein Prachtpapier. Ausgestellt vom Oberkommandierenden der sowjetischen Mittelfront und mit vier Dienstsiegeln versehen. In dem Schreiben wurden alle sowjetischen Armeedienststellen dringlichst angewiesen, dem Major Matrossow samt Begleitung (wobei keine Zahl angegeben war) alle nur erdenkliche Hilfe zu leisten.

Ich war dermaßen aufgeregt, dass meine Stimme heiser klang, als ich Neumann aufforderte, die anderen Papiere zu sichten.

Viel kam nicht dabei heraus, aber in Matrossows Innentasche seiner Uniformbluse fanden wir noch ein Messtischblatt, das mein Interesse erweckte. Es zeigte den Frontabschnitt der 196.ID (mot.), die daran erinnerte ich mich in einem weit vorspringenden Brückenkopf dreißig Kilometer von hier lag. An einer Stelle war die russische HKL von der deutschen ungefähr zwei Kilometer entfernt. Beide Fronten waren durch eine noch intakte Brücke verbunden, die aber, weil sich völlig freies Gelände ringsherum befand, von beiden Seiten eingesehen werden konnte. Auf deutscher Seite, gleich hinter der Brücke zog sich jedoch unübersichtliches Busch und Waldgelände von Süden nach Norden. Die Brücke war mit Rotstift umrandet.

Es konnte, kaum ein Zweifel darüber bestehen, dass dies die Stelle war, wo Matrossow, wahrscheinlich im Verlauf eines Stosstrups, in die deutschen Linien eingeschleust werden sollte. Taktische Zeichen wiesen außerdem darauf hin, dass südlich der 196. ID (mot.) mehrere Partisanenverbände operierten.

„Kommen Sie her, Neumann, und sehen Sie sich das an“, forderte ich den Kameraden auf.

Er warf einen Blick auf die Karte, stutzte, dann sah er mich verblüfft an.

„Katja sagte etwas von einem Geheimauftrag, den sie und dieser Matrossow, durchzuführen hatten. Soll das die Stelle sein, wo sie durch die deutsche HKL schlüpfen wollten?“

<sup>19)</sup> Durchgangserlaubnis

„Genauso ist es“, erwiderte ich. „Kommen Sie endlich mit, weiche Idee; mir eben gekommen ist?“

Er zog eine Grimasse und wiegte bedächtig den Kopf hin und her „Das kann aber verflucht ins Auge gehen, Herr Hauptmann“, meldete er seine Bedenken an.

„Wenn wir diese Chance nicht wahrnehmen, Neumann, können wir uns in diesem Keller von den Ratten auffressen lassen“, sagte ich eindringlich.

„Vielleicht haben Sie Recht“, antwortete er. „Eine Überlegung wäre die Sache bestimmt wert.“

Da kam Katja zurück. Sie brachte eine Feldflasche voll Wodka und eine Schachtel mit Pillen. „Ist amerikanische Medikament“, erklärte sie, und nahm zwei Pillen aus der Schachtel. „Musst du nehmen, ist gutt für alle Krankheiten.“

Es war simples Aspirin, aber schaden konnte es mir ganz bestimmt nicht. Ich schluckte die Tabletten und spülte sie mit einem kräftigen Schuss Wodka hinunter.

„Was chabest du nun vor?“ fragte mich Katja, und in ihrer Stimme klang Besorgnis und Angst mit.

Es blieb mir gar keine andere Wahl, als sie in unseren Plan einzuweihen. Sie hörte still zu, und ihr Gesicht wurde immer maskenhafter und bleicher.

„Was hältst du davon?“ wandte ich mich an sie.

Sie blickte mich starr an. „Ihr Deitschen seid sehr tapfer“, sagte sie dann leise. „Aber wird nichts nitzen! Wie geht deitsches Sprichwort: Viele Hund sind des Hasen Tod! Ich bin nicht sicher, ob Plan gelingt. Chabe Meldung gelesen, dass Gebiet vor deitsche Front voll mit russische Armee ist.“

Ich setzte ihr noch einmal meinen Plan in allen Einzelheiten auseinander. Plötzlich schnaufte sie mächtig und sah mich mit blitzenden Augen an.

„Wirst du mitnehmen mich?“ Und bevor ich antworten konnte, packte sie mich an der Schulter. „Ich chabe versucht, gute Patriotin zu werden. Aber ich chasse Kommunismus, verstähst du? Ich chabe Angst vor Kommissar. Bittä, nimm mich mit. Ich werde Meglichkeit machen gutt, was ich angestellt habe. Aber sie werden mich, wenn ich chier bleibe, verhaften und mich erschießen.“ Sie war mit ihrer Beherrschung zu Ende. „Ich bin Frau, verstehst du, ich will keine Krieg. Will chaben Mann und Kinder und nicht Uniform anziehen. Nimm mich mit. Wir werden finden sicheren Weg zu Front. Chast du gesehen Karte von Matrossow?“ Sie begann zu zittern. „Ich nur schwach Frau, aber ich werde Mut zusammennehmen und mit eich gehen.“

„Wir brauchen die Funkstelle“, sagte ich hart.

„Nehmen wir mit. Fällt nicht auf. Müssten sowieso abfahren.“

„Ist die Funkstelle in Betrieb zu nehmen?“ erkundigte ich mich.

„Jederzeit“, bejahte sie. „Bin gute Funker. Kann geben jeden Spruch auf, den du verlangst.“

„Wir müssen die Unseren verständigen“, sagte ich. „Das ist wichtig, verstehst du? Wenn wir die Unseren nicht verständigen, schießen sie auf uns, wenn wir die Front wechseln.“

Sie nickte heftig. „Wir können jederzeit geben Spruch auf. Nur - beeilen, bittä, sonst ist alles zu spät.“

Neumann und ich wechselten einen Blick des Einverständnisses. Zu Katja sagte ich:

„Charasco, Katja, geh' jetzt rauf und stelle den Sender an. Wir kommen nach, wenn wir die Leiche vergraben haben.“

Nachdem sie gegangen war, stieß Neumann einen tiefen Seufzer aus und meinte:

„Das eine sage ich Ihnen jetzt schon, Herr Hauptmann: Gesetzt den Fall, wir kriegen das noch einmal hin, zu Ihrem Kommando melde ich mich so schnell nicht wieder.“

Ich grinste ihn an. „Schade! Wirklich schade, Neumann, denn ich habe mich schon verflixt gut an Sie gewöhnt.“

„Ach, hören Sie auf“, brummte er, „sonst kriegen Sie mich doch noch weich und ich melde mich zu Ihrem Haufen.“

„Das könnten wir uns ja dann überlegen, wenn wir die Sache durchgestanden haben“, antwortete ich.

Wir vergruben die Leiche so, dass sie nur schwer gefunden werden konnte. Dann verließen wir den Keller, wobei Neumann noch nebenbei einige Ratten erschlug, und näherten uns vorsichtig der Funkstelle.

Katja saß allein vor dem Funkapparat. Erwartungsvoll sah sie mich an.

Ich lächelte ihr zu und gab ihr die Geheimfrequenz, die ich auswendig wusste.

Es wurde ein ziemlich langer Spruch, weil ich nicht nur unsere Rückkehr anmeldete, sondern auch gleich die neueste Lage durchgab. Da wir unter keinen Umständen eine Rückantwort abwarten konnten, befahl ich Katja, den Spruch viermal durchzugeben. Irgendeine deutsche Funkstelle würde den Spruch mit Sicherheit auffangen.

Genau um zwei Uhr brachen wir auf. Neumann und ich mit dem Krad, Katja mit der Funkstelle hinter uns her. Wir konnten unkontrolliert das Dorf verlassen, schleusten uns etliche Male in eine Kolonne ein, scherten wieder aus und bogen dann beim Kilometerpunkt 67a nach Südwesten ab, in jene Richtung also, wo der Brückenkopf der deutschen ID. (mot.) lag.

\* \* \* \* \*

Genau fünf Stunden später saßen Neumann und ich im Gefechtsstrand der Infanteriedivision dem Ic<sup>20)</sup> gegenüber. Er traktierte uns mit heißem Kaffee und Schinkenbroten.

Diesen Major musste man beachten. Mit langem Schädel, scharf geschnittenem Gesicht, dem Monokel im Auge, das Haar glatt zurückgekämmt, gut rasiert, saß er uns gegenüber.

Die schon etwas abgeschabte Uniform schlenderte an seinem hageren Leib, aber die Stiefel waren tadellos sauber, die Gestalt des Ic drahtig und straff.

Alles in allem war er noch einer von den alten Preußen, die unter Hitler rar geworden waren.

Unwillkürlich musste ich an meinen Taktiklehrer auf der Kriegsschule denken, der gesagt hatte: „Den wahren Offizier erkennt man auch nachts aus Hunderten von Zivilisten heraus.“

Dieser Major war solch ein Kaliber. Er schwieg, während wir die Brote in uns hineinschlängeln und schluckweise den Kaffee dazu tranken.

Erst nach der Zigarette, die er uns aus einem silbernen Etui anbot, meinte er lächelnd.

„Das war das tollste und dreisteste Stück, dass ich je erlebt habe, meine Herren. Ich weiß, dass Sie einer absoluten Schweigepflicht unterworfen sind und nicht mal dem General Auskunft geben dürfen. Aber wenn es möglich ist: Es würde mich verdammt interessieren, was sich da im letzten Akt abgespielt hat. Oder wollen Sie sich auch hierzu nicht äußern?“

<sup>20)</sup> Feindlage- und Abwehroffizier

Ich grinste müde.

„Den letzten Akt können Sie gern erfahren, Herr Major“, sagte ich und nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette.

Er sah mich aufmerksam an. „Ich bitte Sie darum, Herr Hauptmann.“

„Also dann ...“, begann ich. Plötzlich verspürte ich nicht mehr die geringste Lust, einen Bericht zu erstatten, und wenn er noch so kurz gehalten sein sollte. Aber dieser nette Major verdiente es, die Wahrheit über den letzten Akt unseres Unternehmens zu erfahren.

„Sie müssen nicht, um Himmels willen, wenn Sie sich dazu überwinden müssen“, winkte der Major mit dem Scherben, ab.

„Nein, nein“, antwortete ich. „Ich beginne sofort, Herr Major. Wie ich Ihnen andeutete, hatten wir einen wichtigen Auftrag im feindlichen Hinterland zu erfüllen. Zu dritt. Der dritte Mann, ein ehemaliger sowjetischer Offizier, der zu uns übergelaufen war und für uns arbeitete, erschoss sich, weil er keinen Ausweg mehr sah. Wir waren in eine Situation geraten, die wirklich - nun, Sie verstehen schon, wie ich das meine. Dennoch: Wir schafften es. Freilich mit viel Glück und nicht ohne die Hilfe und den Todesmut eines russischen Mädchens.“

„Eines Mädchens?“ echte der Ic, und vor Verwunderung fiel ihm das Einglas aus dem rechten Auge.

Ich nickte. „Es hieß Katja. Wir trafen sie zufällig: als Gehilfen eines NKWD-Majors in dem Dorf, wo wir notgedrungen Unterschlupf suchten. Katja stand schon einmal in unseren Diensten und war, seit zwei Jahren nach einem Auftrag spurlos verschwunden gewesen. Sie können sich vorstellen, wie überrascht ich war, sie munter und in der Uniform eines russischen Leutnants vor mir zu sehen.“ Ich ging kurz auf die Ereignis im Keller ein und berichtete auch von der Entdeckung durch den NKWD-Major.

„Das hört sich ja an wie eine Räuberpistole“, sagte der Major und schenkte sich ein Glas Weinbrand ein, nachdem er höflich unsere Gläser neu gefüllt hatte.

„Und wie ging's dann weiter?“ forderte er mich zum Sprechen auf.

Ich erzählte ihm das Wesentliche unseres Durchbruchs.

„Und sie fuhr einfach mit?“ fragte der Ic ungläubig.

Ich nickte. „Ja. Sie wollte weg von den Sowjets. Und es ging auch alles gut. Zwar wurden wir dreimal von einer russischen Offiziersstreife aufgehalten, aber die Papiere des NKWD-Majors waren so gut, dass wir ungehindert überall die Linien passieren konnten. Bis wir dann in jenen Abschnitt kamen, wo die Brücke lag, über die wir hinüber mussten. Sie kennen das Gelände dort, Herr Major?“

„Sehr genau sogar“, erwiderte der Major. „Diese Brücke machte uns schon immer zu schaffen. Eigentlich wollten wir sie verminen, aber das ließen die Russen nicht zu. Sie lag Tag und Nacht unter Beobachtung, und nachts unter direktem Granatwerferfeuer. Da ließen wir es sein.“

„Wir fragten uns, wie kommen wir über die Brücke, ohne dass die Russen Verdacht schöpfen würden. Uns fiel nichts ein. Wir erreichten den Hang, der zur Brücke hinabführt, genau um vier Uhr morgens“, fuhr ich in meinem Bericht fort. „Zuerst standen wir einfach herum. Links von uns Dreizentimeter-Flak, rechts von uns etliche Geschütze - schwere Flak. Die Rohre auf die Brücke gerichtet.“

„Kam denn niemand von den Russen, um zu fragen, was Sie wollten?“ erkundigte sich der Major. „Wir sahen Sie nämlich auch stehen, und da wir den Funkspurk aufgefangen hatten, wussten wir, wer Sie waren. Teufel, das war ein blödes Gefühl.“

„Wir kamen uns nicht minder blöd vor, Herr Major“, sagte ich. „Einmal kam so ein Schnösel von Leutnant herüber zu uns und meinte, ob wir nicht einen besseren Platz fänden, um Maulaffen feilzuhalten. Als er sah, dass er einen NKWD-Major vor sich

hatte, verzog er sich schleunigst. Sie ließen uns dann in Frieden. Da wir aber schließlich etwas unternehmen mussten, kamen wir überein, es einfach zu wagen und drauflos zu fahren. Zuerst hatte ich beabsichtigt, nur mit der Funkstelle loszubrausen, aber Katja widersetzte sich und meinte, das fiele auf. Wennschon, dann mit den beiden Fahrzeugen. Und - sie wollte nicht vom Steuer der Funkstelle. Wir stritten uns, weil wir das Mädchen nicht allein einer Gefahr aussetzen wollten. Da näherte sich uns plötzlich ein gepanzerter Befehlswagen mit einem Korpsstander drauf. Natürlich gab's nun kein Zögern mehr, denn einem sowjetischen General unter den Helm sehen zu müssen, das schien uns doch mehr als leichtsinnig zu sein. Wir fuhren einfach los. Neumann und ich mit dem Krad voraus, Katja mit der Funkstelle hinterher. Sie fuhr wie der Teufel. Erst nach einiger Zeit rochen die Russen den Braten und begannen hinter uns herzufeuern. Mit der Flak und auch mit der Pak. Aber das werden Sie sicher selbst gesehen haben, Herr Major."

Er nickte. „Allerdings. Wir gaben sofort Feuerschutz, aber natürlich konnten wir nicht alle Geschütze droben auf der Höhe zum Schweigen bringen. Und dann hatten sie wohl einen Reifen des Funkwagens getroffen, denn der Schlitten fing an hin und her zu schleudern.“

„Das war der für uns kritischste Moment“, griff ich wieder in das Gespräch ein. „Ich beobachtete, dass mit der Funkstelle was nicht in Ordnung war und ließ Neumann anhalten und umkehren. Aber da krachten schon die Flak-Granaten in die Funkstelle, denn Katja hatte den Wagen quergestellt, so dass wir völlig gedeckt waren.“

Ich sehe jetzt noch ihr bleiches, blutüberströmtes Gesicht. „Fahr zu, fahr zu und Gott beschütze dich!“ hörte ich sie uns zuschreien. Ich rief zurück: „Komm sofort raus aus der Kiste, Katja. Los, raus!“ Aber sie gehorchte nicht. Sie hob ihren Arm, um uns zuzuwinken. Und dann gab's einen Riesenknall, und die Funkstelle flog, von mehreren Pak-Geschossen getroffen, wie eine Zündholzschachtel auseinander. Neumann gab Gas. Ja, Herr Major, das wär's gewesen“, schloss ich meinen Bericht.

„Fürchterlich“, flüsterte er. „Dieses Mädchen war ...“

„Sie können es getrost aussprechen, Herr Major“, sagte ich ernst und fühlte mich wie ausgebrannt, „dieses Mädchen war eine Heldin, wenn es auch in den Augen ihrer Landsleute eine Verräterin gewesen sein mag. Ihr verdanken wir unser Leben.“

Nachdenklich ging der Major in seinem Gefechtsstand auf und ab, plötzlich blieb er vor mir stehen.

„Dieses Mädchen Katja - hat es schon einmal zusammen mit Ihnen gearbeitet, Herr Hauptmann?“

„Ja, mehrere Male sogar“, gab ich knapp Antwort.

„Hm“, brummte er, „dann verstehe ich alles. Sie liebte Sie, nicht wahr? Denn nur so kann ich mir den Opfermut dieser jungen Russin erklären.“

„Da dies zum ersten und zweiten Akt gehört, Herr Major, darf ich gehorsamst darauf aufmerksam machen“, erwiderte ich, „dass ich darauf keine Antwort geben möchte.“

„Sie Glückspilz“, sagte er kopfschüttelnd. „Wer von uns hat schon in allerhöchster Todesnot einen solchen Schutzengel? Na schön. In einer halben Stunde erwartet Sie der Herr General. Ich fürchte, auch ihm werden Sie Ihre Geschichte erzählen müssen, jedenfalls den letzten Teil.“

„Das werde ich in weniger als zehn Sätzen hinter mich gebracht haben“, erklärte ich ihm. „Wenn Sie inzwischen die Güte haben würden, dafür zu sorgen, dass wir uns wenigstens diese halbe Stunde aufs Ohr hauen könnten, wäre ich überaus dankbar“

„Ich habe das schon veranlagt“, sagte er freundlich und klopfte mir auf die Schulter. „Und ich werde noch ein übriges tun und den Herrn General bitten, dass Sie und Ihr Kamerad erst in zwei Stunden zum Vortrag erscheinen müssen.“

„Gehorsamsten Dank“, knurrte ich und sah Neumann an. Der zwinkerte mir zu und meinte in seiner trockenen Art: „Nach einer Mütze voll Schlaf stehe ich sogar dem Reichsmarschall Rede und Antwort.“

Wir kämen weder zum Schlafen, noch konnten wir die begreifliche Neugierde des Herrn Generals befriedigen, denn zehn Minuten später landete ein Fieseler-Storch<sup>21)</sup> vor dem Divisionsgefechtsstand, der uns zu unserer Dienststelle bringen sollte.

<sup>21)</sup> deutsches zweisitziges Verbindungsflugzeug mit erstaunlichen Langsamflugeigenschaften und extrem kurzer Start- und Landestrecke, 175 km/h Höchstgeschwindigkeit in Meereshöhe

## E N D E

***Titelbild: „Brandenburger“ auf dem Marsch in ihren Einsatzraum***

Titel des nächsten LANDSER 2478 ist

### **Die Festung am Mittelmeer**

Sommer 1944 - Nach der alliierten Invasion in Nordfrankreich entbrannte der erbitterte Kampf um den Kriegshafen Toulon. Autor: W. Wolgast.

In derselben Woche erscheint der LANDSER-Großband 1173. H. P Sertl beschreibt den soldatischen Lebensweg einer Persönlichkeit, die (das von Deutschland zeitweilig unterstützte) Finnland vor und während des Zweiten Weltkrieges entscheidend prägte.

### **Carl Gustaf Freiherr von Mannerheim**

war Generalfeldmarschall und Oberbefehlshaber der finnischen Streitkräfte im finnisch-sowjetischen Winterkrieg 1939/40.

**DER LANDSER im Internet! Unter [www.landser.de](http://www.landser.de) finden Sie  
alle Informationen zu unseren aktuellen Ausgaben.  
Mailen Sie uns! E-Mail-Adresse: [Landser@vpm.de](mailto:Landser@vpm.de)**